

Der Mensch im Mittelpunkt

Gelebte Parität: Geschichten und
Gesichter aus dem Verbandsleben





Foto: Gerlinde Geffers

4



Foto: BAFW

28



Foto: Gisela Haberer

32

Editorial 3

Thema
Der Mensch im Mittelpunkt
Gelebte Parität: Gesichter und
Geschichten aus dem Verbandsleben

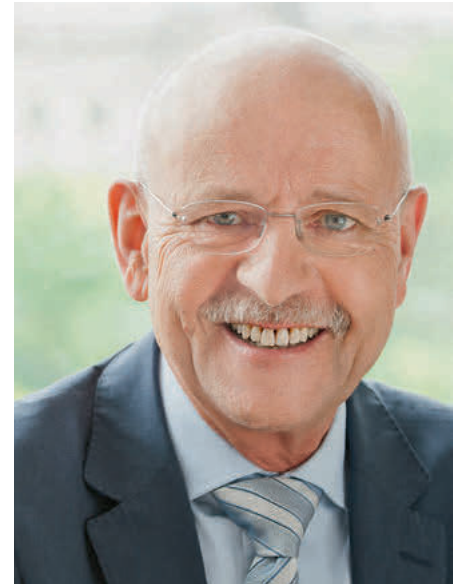
Im Kuschelhaus wächst Anne über sich hinaus 4
 Lass mal locker, Helmut! 6
 „Jeder Tag ist eine neue Herausforderung 8
 „Man muss mit Herz und Seele dabei sein“ 10
 „Frauen, glaubt an euch!“ 12
 „Ich bin laut, schrill und bunt“ 14
 Unermüdlicher Netzwerker 16
 „Die Vielfalt im Verband kann nicht ohne Einfluss
 auf das eigene Menschen- und Weltbild bleiben“ 18
 „Wenn am Anfang jemand gegen eine
 Idee ist, dann wächst sie“ 20
 „Das Schönste war immer, wenn sich Menschen, denen
 ich das Leben gerettet habe, bei mir bedanken“ 22

Sozialpolitik
 Kinderarmut wirksam begegnen 24
 Schwesig kippt Extremismus-Klausel 24
 32-Stunden-Woche würde für junge
 Eltern viele Probleme lösen 24
 Pflegebedürftigkeit stürzt immer mehr
 Menschen in Armut 24
 Verband unterstützt Jobinitiative von
 Kommunen und Bundesagentur für Arbeit 25
 Gute Reform, falsche Finanzierung 26
 BAGFW-Gespräche mit Fraktionsspitzen 26
 Die Energiewende muss sozial gerecht gestaltet werden 27
 Forum kritisiert CSU-Migrationsdebatte 27

Verbandsrundschau
 Bundespräsident würdigt das Engagement
 ehrenamtlicher Wohlfahrtsmarken-Verkäufer 28
 Dr. Martin Klewitz mit 96 Jahren verstorben 28
 Zentrum für Qualität und Management 29
 Einigkeit im stärkeren Engagement für Flüchtlinge 29
 Wie profitieren soziale Organisationen von Vielfalt? 30
 Neuauflagen der AVB-Broschüre und
 des Ratgebers „Pflegebedürftig“ 30
 Begegnung und Kommunikation
 in der Wohlfahrtspflege 30
 Neues zu Rahmenverträgen 30

Forum
 „Hamburg schockt“ 31
 Bessere Beratung für Studierende mit Behinderung 31
 IMMA ermutigt junge Frauen und Männer,
 nein zur Zwangsheirat zu sagen 32
 ausgezeichnet... 34

hören & sehen | Impressum 35
was · wann · wo 36



Professor Dr. Rolf
Rosenbrock,
Vorsitzender des
Paritätischen
Gesamtverbands

Liebe Leserinnen und Leser,

es sind mehr als 10.000 höchst unterschiedliche Vereine, Verbände, Initiativen und Einrichtungen aus dem breiten Spektrum sozialer Arbeit und dem Gesundheitswesen, die das einzigartige Profil des Paritätischen prägen. Deren Arbeit öffentlichkeitswirksam darzustellen und so den Erfahrungs- und Informationsaustausch zwischen den Mitgliedsorganisationen zu fördern, ist eine der zentralen Aufgaben des Verbandsmagazins.

Genau so wichtig ist es jedoch, den Blick immer wieder auch auf die Menschen zu richten, die diese Organisationen tragen: als ehrenamtlich Aktive oder hauptamtlich Beschäftigte, als Mitglieder von Vorstand oder Geschäftsführung, als Erzieherin oder Altenpfleger, Psychologin oder Schuldnerberater – um nur einige der vielen Berufe und Tätigkeitsfelder zu nennen, in denen sich in unserem Verband Menschen für Menschen engagieren.

Und selbstverständlich gehört dazu auch, die Perspektive derer zu beleuchten, die als Klienten und Klientinnen von den vielfältigen Angeboten und Diensten des Verbandes und seiner Einrichtungen profitieren – der Menschen, für die wir da sind, die im Mittelpunkt unseres Handelns stehen.

Den Themenschwerpunkt dieser Magazinausgabe bilden daher diesmal Porträts, Interviews und Erfahrungsberichte von Menschen im Paritätischen.

Zehn Menschen aus allen Generationen, die wir beispielhaft für viele andere vorstellen: von der sechsjährigen Anne, die eine integrative Kita besucht, über die 27-jährige Streetworkerin und die 54-jährige Clown-Doktorin bis zum 96-jährigen DLRG-Rettungsschwimmer. Es sind Menschen, deren Geschichten inspirieren, die Mut machen und die mit ihren Ideen und Visionen vielleicht auch den einen oder die andere anzustecken vermögen.

Menschen wie die hier vorgestellten sind es, die mit ihrer großen Kreativität, ihrem sozialen und bürgerschaftlichen Engagement und Gestaltungswillen den Charakter des Paritätischen ausmachen. Was sie – und die Organisationen, denen sie angehören – bei aller Unterschiedlichkeit verbindet, ist die Idee der Parität: „der Gleichheit aller in ihrem Ansehen und ihren Möglichkeiten“, wie es in den Grundsätzen der Verbandspolitik heißt. Eine Maxime, die es den Mitgliedsorganisationen bei aller Verschiedenheit ermöglicht, im Paritätischen eine gemeinsame Identität und ein verbindendes Selbstverständnis zu entwickeln – getragen von Toleranz und Offenheit, von wechselseitiger Wertschätzung und Respekt.

Gerade diese Unterschiedlichkeit, die Vielfalt der Meinungen, Perspektiven und Erfahrungen, gepaart mit der Freiheit von fixierten weltanschaulichen Bindungen, hat sich in der Verbands-

geschichte schon vielfach als bedeutende Ressource erwiesen. Und als Impulsgeber – sowohl für Innovationen in der sozialen Arbeit als auch für wichtige gesellschaftliche Entwicklungen, sei es in der Gesundheitsselfhilfe, der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund oder der gesellschaftlichen Partizipation von Menschen mit Behinderung.

Als Dachverband ist der Paritätische mit seinen Landesverbänden und Kreisgruppen stets bestrebt, Orte und Gelegenheiten zur Begegnung und zum Dialog zu schaffen, und auch zur kritischen Reflexion aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen. Gerade jetzt, da der Ökonomisierungsdruck auf soziale Einrichtungen und deren Beschäftigte wächst und immer stärker das soziale Handeln zu okkupieren droht, sind wir verstärkt gefordert, uns einzubringen in die Gestaltung einer sozial gerechten Politik. Ich bin überzeugt: Mit mehr als 500.000 hauptamtlichen Beschäftigten, einer Million ehrenamtlich Engagierten und einem hervorragenden fachlichen Profil hat unser Verband eine gewichtige Stimme. Wir können etwas bewegen! Und wir tun das!

Herzlich Ihr



Im Kuschelhaus wächst Anne über sich hinaus

Das Kuschelhaus ist für Anne Keikott ein Glücksfall. Als Zweijährige kam sie in die integrative Kita des Kinderförderwerks Magdeburg. Viele Krankenhausaufenthalte und Operationen lagen damals hinter ihr. In der Kita hat sie sich in ein Mädchen verwandelt, das gerne singt, spielt, turnt und lacht.

Manchmal schneit Anne noch bei den Käfern hinein. In dieser Kita-Gruppe war sie bis zum Sommer. Es ist ein bisschen wie nach Hause kommen. Schwups, schon ist sie zur Puppenküche auf die Empore geklettert, öffnet die Schränke, kramt ein Eis und eine Banane aus Stoff hervor und reicht sie ihrer Mama. Mitten im Raum schaukelt ein blinder Junge bäuchlings in einem Tuch, dass von der Decke herunterhängt. Die Erzieherin kommt herein und stupst ihn an. Selbstvergessen wiegt und dreht er

sich weiter. Anne ist der Anblick vertraut. Sie entdeckt den kugeligen Sitz, den man wie ein Zelt verschließen kann, krabbelt hinein, zieht den Vorhang hoch und lacht. Hoch, runter, hoch runter. Sie kichert und gluckst.

Erst scheu, dann eine mutige Zirkusdirektorin

Anne deckt die Puppen in ihrem Bettchen zu und blickt auf den Zirkuseingang aus Pappe, der an der Wand hängt. Zirkus Käfer. Er erinnert sie an das vergangene Sommerfest, an den

Abschied von den Käfern und an ihren großen Auftritt. Am Anfang der Proben sei sie steif wie ein Stock gewesen, erzählt die Erzieherin. Am Ende hatte sie sich zur Zirkusdirektorin gemauert, die die ganze Zirkusshow moderierte und mutig rief: Hereinspaziert, hereinspaziert, sehr verehrtes Publikum.

„Ach, Anne“, sagt die Erzieherin ein wenig wehmütig, „jetzt kommst Du bald in die Schule.“ Sie hat sie als Kleinkind erlebt, das nach Luft rang, und erlebt, wie sie sich zu einem Mäd-

chen entwickelt hat, das immer noch gerne alleine spielt, am liebsten im Chor singt und lesen kann. Wie die neue Schule heißt, weiß Anne schon, eine Schultasche hat ihr die Mama gekauft und in der Vorschule, bei den Maulwürfen, hat sie wie alle ein Geheimfach, in dem sie ihr persönliches Federmäppchen voller Buntstifte aufbewahrt. Sie üben ein bisschen Schule.

Anne traut sich immer mehr

Anne Keikott ist am Valentinstag sechs Jahre alt geworden. Sie ist ein schüchternes Mädchen, das nicht gleich losplappert, aber sich freut, wenn man staunt, wie schlaue sie ist. Am 6. September ist ihr erster Schultag. Das hat sie sich gemerkt. Ob sie das Kuschelhaus zeigen würde? Ja. „Erst in die Maske“, sagt die Mama augenzwinkernd. Nach Stunden in der Kita sind Annes Haare zerzaust und das Haarband sitzt ein bisschen schief. Beim Kämmen muss die Mama behutsam sein. Annes linker Kiefer ist fehlgebildet und das Ohr hat sich kaum entwickelt. So ist in das kunterbunte Haarband ein Hörgerät eingebaut und die Brille ist mit einem Band am Pferdeschwanz befestigt.

Frisch frisiert fischt Anne in der Lesecke ein Ritterbuch aus dem Regal. Sie liebt Ritter- und Pferdebücher. Malecke, Musikecke, Bastecke. Jetzt aber in den Toberaum zum hölzernen Klettergerüst. Flugs erklimmt Anne die Sprossen, greift ein Tau mit mehreren Knoten, Holt Schwung und schlingt die Beine um das Tau. Weg da, ruft sie, ehe sie losfliegt. Laufen, Klettern, Trampolin hüpfen – Anne genießt die Bewegung und traut sich etwas zu. Dass sie dabei vorsichtiger und langsamer ist als andere Kinder, finden alle normal. In der Kita fahren auch Rollstuhlfahrer mit zum Reiten und gucken endlich mal von oben auf die anderen herunter, erzählt die Mama. Sport macht Anne in der Gruppe, ihre Feinmotorik übt sie in der Frühförderung.

Im Kuschelhaus ist überall etwas los

Als Anne durch ihre Kita führt, hat sie einen Plan. Den braucht es auch, um sich in den zwei Gebäuden mit neun Gruppenräumen, lichtdurchfluteten Verbindungsgängen und Neubau mit

Turnhalle nicht zu verlieren. Es ist fast ruhig. Kaum zu glauben, dass hier bis zu 170 Kinder spielend lernen und sich bilden. Anne steuert vorbei an der großen Küche, in der jeden Tag frisch gekocht wird, zeigt kurz die Kinderküche, in der sie schon Waffeln gebacken hat, öffnet die Gittertür an der Kellertreppe und stemmt mit aller Kraft drei Kellertüren nacheinander auf, bis sie den quietschgelb gestrichenen Flur erreicht hat und die Attraktionen des Kuschelhauses präsentieren kann.

Statt ins Wasser ins Bällebad

Im Werkraum erzählt Anne, dass sie schon ein Wackeltier gebaut hat, erst gesägt, dann gebohrt und schließlich zackeligbunt angemalt. Einmal pro Woche geht sie mit ihrer Gruppe in die Sauna. „Das ist so schön warm“, erzählt sie. Hinterher duscht sie, na ja, lauwarm. Die Erzieherinnen sind dann ganz vorsichtig, denn Anne trägt ein Tracheostoma. Ihre Luftröhre ist am Hals offen, damit sie besser atmen kann. Anne schnappt sich ein Buch und macht es sich auf der Liege bequem, so wie sie es in einem Bademantel geku-

schelt gerne nach der Sauna macht. Die Sensation ist das Bällebad. Da erzählt Anne gar nichts, sondern stürzt sich hinein und versinkt in einem Meer von bunten Bällen. Was für andere Kinder der Whirlpool, ist für sie, die nicht ins Wasser tauchen darf, das Bällebad.

Angst vor dem Notarzt

Wieder angekommen bei den Maulwürfen, setzt sich Anne bei der Mama auf den Schoß und drückt ihren Hasen Willi an die Wange. Er hat sie schon als Kleinkind im Krankenhaus getröstet. Ohne ihn hätte sie auch in der Kita nicht schlafen können. Sie sei ein anhängliches Kind, das nie sage, wenn ihm etwas wehtut, sagt die Mama über Anne. Zu groß sei die Angst, dass ein Notarzt kommt. Wie sie sich zum Schulkind gemausert hat, haben die Erzieher und Heilpädagogen aufgeschrieben und mit vielen Bildern dokumentiert. Und zum Abschied aus der Käfergruppe haben sie in ein Heft geschrieben: „Unsere kleine tapfere Anne ist ein Schulkind geworden“.

→ www.kinderfoerderwerk.de

Gerlinde Geffers



Die sechsjährige Anne mit Mama Silke und Schmusetier Willi
Fotos: Gerlinde Geffers

Lass mal locker, Helmut!

Ich war acht Jahre alt, als ich Helmut kennenlernte, meinen Paten. Er hat meine Entwicklung stark geprägt und über zehn Jahre lang in eine Richtung gelenkt, die ich von meiner tamilischen Familie nicht kannte. Meine Eltern haben das weitgehend akzeptiert. Denn in unserem hinduistischen Glauben gehen wir davon aus: Wenn jemand das Leben so stark beeinflussen kann, dann muss das einen Grund haben. Salopp hat das mal jemand so gesagt: „Die Götter haben Helmut geschickt.“

Meine Eltern stammen aus Sri Lanka, von wo sie in den 1980er Jahren vor dem Bürgerkrieg geflohen sind. Ich bin 1995 in Berlin geboren und in Kreuzberg aufgewachsen. Mein Vater arbeitet als Koch und Hausmeister, meine Mutter als Sekretärin. Sie hatte die Idee mit der Patenschaft. Sie selbst war bereits gut integriert und hatte schon den Einbürgerungstest bestanden. Jetzt wollte sie, dass mein Bruder und ich die Integration gut schaffen. Deshalb hat sie mich eines Tages gefragt, wie ich es denn finden würde, wenn mir immer mal jemand hilft und mit mir Fußball spielt.

„Ja, warum nicht“, habe ich gedacht. Wir sind in einen Garten gegangen, wo der Patenschaftsverein biffy eine Tea-Time veranstaltete. Dort wurde mir Helmut vorgestellt. Als wir miteinander sprachen, hat er gleich signalisiert: Mit Fußball hat er es nicht so. Allein schon wegen seines Alters, 62 Jahre war er damals. Aber das war keine große Enttäuschung, denn mit das Erste, was Helmut in meinem Leben bewegt hat, war: Er hat mich in einem Fußball-

verein angemeldet – womit er mir einen sehnlichen Wunsch erfüllt hat. An die ersten Treffen erinnere ich mich nicht mehr genau. In jedem Fall waren meine Eltern dabei, sie sollten Helmut ja auch kennenlernen.

„Er hat mich immer gepusht, was die Schule angeht“

Oft hat Helmut mit mir etwas für die Schule gemacht. Dafür trafen wir uns auch schon zwei Mal die Woche. Mein Deutsch war nie das Problem, eher die Rechtschreibung, die haben wir geübt. Mathe konnte ich, das hat ihn als Diplom-Mathematiker gefreut. Für Französisch dagegen, das er selbst nicht so gut beherrscht, hat er mir eine Nachhilfelehrerin besorgt. In der ganzen Zeit hat er mich immer gepusht, was die Schule angeht. Für ihn war stets klar: Ich soll nicht auf die Gesamtschule, weil ich das Gymnasium gut schaffen werde. So kam es auch: Letztes Jahr habe ich mein Abi gemacht.

Zugleich hat Helmut darauf geachtet, dass die Schule nicht zu viel Raum einnimmt. So hat er einen Kurs organisiert, in dem ich Instrumente ausprobieren konnte. Schlagzeug war das Richtige. Er hat ja erst gezweifelt, aber ich wollte es. Und es war eine gute Entscheidung, denn ich hatte viele Jahre Spaß damit. Außerdem war ihm wichtig, dass ich unter Gleichaltrigen bin. So kam es zum Thema „Übernachten bei Freunden“. Für deutsche Familien ist das ja eher Standard. Das ist bei uns anders. Alle anderen in der Klasse machten das, und ich stand außen vor. Deshalb hat Helmut mit meinen Eltern geredet. Es dauerte eine Weile, doch dann durfte auch ich bei Kumpeln übernachten. Viele schöne Erlebnisse hatte ich in einem Dörfchen am Ruppiner See. Dort hat Helmut eine kleine Ferienwohnung. Oft sind wir dorthin gefahren, manchmal auch mit meiner Familie. Das war immer Zeit zum Durchatmen: Spazieren gehen, am Kamin sit-





Vinosanth Manikavasagar (18), Sohn tamilischer Einwanderer, ist in Berlin aufgewachsen. Helmut Becker, sein Pate, hat ihn zehn Jahre dabei begleitet. Jetzt steht erstmal ein Abschied an: Vinosanth geht für ein Freiwilliges Soziales Jahr nach Costa Rica.

Foto: Bernd Schüler

zen und spielen. Als wir einmal im Winter dort waren, hat Helmut mir mal verboten, Steine auf den zugefrorenen See zu werfen. Wie sich später herausstellte, wollte er mich testen: Tue ich alles, was er mir sagt – oder traue ich mich und überhöre dieses unsinnige Gebot? Jedenfalls habe ich es ignoriert. Das war für mich ein großer Schritt: In der ersten Zeit hätte ich sonst jedes Verbot von Helmut befolgt.

Deshalb war es ihm immer wichtig, mir beizubringen: Man muss auch mal einen eigenen Kopf haben.

Das hat er auch geschafft, so als eine Art „deutsche Vaterfigur“. Teilweise zumindest. Denn dass ich dazu neige, mich zurückzunehmen, kommt auch aus meinem hinduistischen Glauben. Andere Menschen in den Vordergrund stellen, etwas für sie tun, das ist für uns wichtig. Und das ist doch auch etwas Gutes! Aber klar, man muss auch an sich selbst denken.

„Einen Einblick in andere soziale Schichten bekommen“

Dass Helmut darauf so beharrte, davon habe ich profitiert. Ohne diesen Einfluss wäre es wohl nie dazu gekommen, dass ich jetzt ein Jahr ins Ausland gehe, nach Costa Rica, für ein Freiwilliges Soziales Jahr. Meine Eltern hätten sich eher das gewünscht, was die Allgemeinheit gerne sieht: Nach dem Abi gleich studieren, dann arbeiten und ein geregeltes Leben führen. Doch dafür habe ich vielleicht auch zu viele Freunde von Helmut kennengelernt. Schon in den ersten Jahren bin ich oft mitgefahren, wenn er Besuche gemacht hat. Dabei habe ich auch einen Einblick in andere soziale Schichten bekommen. Meine Eltern sind Arbeiter, während Helmut's Freunde meistens akademisch gebildet sind und spannende Berufe haben. Viele sind weit gereist, um die Welt zu entdecken und Erfahrungen zu sammeln. Ich denke, durch diese Beziehungen wird bei mir auch der Wunsch entstanden sein zu sagen: „Da will ich auch mal hin.“

Manche Entwicklung, die Helmut angestoßen hat, ist für meine Eltern vielleicht schmerzlich. Sie sehen, ich bin kein

hundertprozentiger Tamile mehr. Aber sie können sicher sein, dass ich unsere Religion persönlich fortführe. Ich zeige den Leuten unseren Tempel und halte mich an meine fleischlosen Tage.

„Ich kann ihm alles erzählen“

In den letzten Jahren hat sich meine Beziehung zu Helmut verändert. Wir sehen uns nach wie vor, aber telefonieren mehr. Und inzwischen bin ich auch derjenige, der hilft. Egal ob er etwas transportiert haben will, ob was an seinem Handy zu erklären ist oder seine Frau eine Vernissage veranstaltet – ich bin dabei. Und manchmal hilft es ihm, wenn ich sage: Lass mal locker! Denn Helmut ist ein Mensch, der gerne alle Probleme löst. Liegt eines vor, arbeitet er akribisch daran. Neulich habe ich gesagt: „Du, ich weiß nicht weiter bezüglich Studium. Gerne würde ich dir das berichten, aber nur wenn du mir versprichst, dass du nicht in schlaflosen Nächten eine Lösung überlegst.“ Inzwischen kann er so etwas gut annehmen. Grundsätzlich wusste ich immer: Ich kann ihm alles erzählen. Und wenn ich das getan habe, konnte ich sicher sein, dass er alles durchdenkt und abwägt. Für mich eine große Hilfe: Er macht das alles sehr rational. In der Hinsicht sind wir uns wohl sehr ähnlich.

Ich weiß, er freut sich darüber, wie ich jetzt auf eigenen Beinen stehe. Zugleich muss er sich daran gewöhnen, dass ich bald weg bin. Ob er mich besuchen kann, ist noch nicht sicher. Deshalb schenke ich ihm vor meiner Abreise noch einen leeren Kalender. Dann mailte ich ihm jeden Monat ein Foto, das er ausdrucken und einkleben kann.

Aufgezeichnet von Bernd Schüler

biffy Berlin vermittelt Patenschaften

Der Verein biffy Berlin – Big Friends for Youngsters e.V. vermittelt seit zehn Jahren Patenschaften und war damit einer der ersten Akteure in Deutschland, der diese besondere Form der individuellen Förderung von Kindern und Jugendlichen organisierte. Der Ansatz: Ein freiwillig engagierter Erwachsener trifft jede

Woche ein Kind, mindestens ein Jahr lang. Bei gemeinsamen Freizeitaktivitäten bauen sie eine Beziehung auf, in der der Pate oder die Patin als freundschaftlicher Begleiter das Kind fördert. Derzeit begleitet der Verein 250 Patenschaften. Fast jede dritte davon besteht seit drei oder mehr Jahren. Mehr Infos: www.biffy-berlin.de



Vino und Helmut zu Beginn der Patenschaft
Foto: Privat

„Jeder Tag ist eine neue Herausforderung“



Lena Weingärtner, 27, ist Streetworkerin in der Freiburger StraßenSchule

Lena Weingärtner ist bewusst, dass es ihr gut geht. Sie hat eine feste Stelle, eine Aufgabe, die sie sich gewünscht hat, und die sie erfüllt. Mit drei Mitbewohnern teilt sie sich in einer Wohngemeinschaft ein schönes Zuhause in einem Altbau. Wenn die 27-Jährige ihre Eltern in ihrem Heimatort Horb am Neckar besucht, ist sie stets willkommen. Für die Menschen, mit denen sie arbeitet, gilt all das nicht. Sie haben keinen Job, oft kein Dach über dem Kopf und zumeist kaum mehr Kontakt zu ihren Eltern. Lena Weingärtner ist Sozialarbeiterin in der Freiburger StraßenSchule.

Wenn sie von Zuhause mit ihrem schon etwas in die Jahre gekommenen Rad zur Anlaufstelle für obdachlose

unserer Leut' Platte, das heißt sie haben hier ihren Schlafplatz“, sagt sie. „Unsere Leut“ nennen Lena Weingärtner und ihre vier Kollegen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter zwischen 16 und 27 Jahren, für die sie Ansprechpartner sind. Sie suchen sie unter den Brücken der Stadt ebenso auf wie am Konzerthaus in Bahnhofsnähe oder an Plätzen in der Altstadt rund um das Münster. Die Sozialarbeiterin mit dem ungeschminkten Gesicht und dem direkten Blick ist nur wenig älter als ihre Klienten. „Einmal saß ich mit einer Gruppe von vier obdachlosen Jugendlichen auf der Straße. Da kam eine Frau vorbei. Sie gab uns fünf Euro, sagte, einen Euro für jeden.“ Das Ziel der Straßen-

Jugendliche in die Schwarzwaldstraße fährt, überquert sie eine Brücke über das Flüsschen Dreisam. „Hier am Ufer machen manche

Schule, „allen Menschen auf Augenhöhe“ zu begegnen – für Lena Weingärtner bedeutet es auch, sich auf das Pflaster zu ihnen zu setzen.

Wie in einer anderen Welt

Zurück in die Schwarzwaldstraße: Kaum hat Lena Weingärtner die Tür geöffnet, übertönen „Heho-Rufe“ zu ihrer Begrüßung die wummernden Bässe aus der Musikanlage. „Die Lena ist da.“ Mir-Nichts-Dir-Nichts wird sie von einem jungen Mann umarmt. Er ist gut einen Kopf größer als sie. Mit seinem grün gefärbten Irokesenschnitt gibt er sich nach außen als Punk. Auch Nils (Name von der Redaktion geändert) begrüßt die Leni, wie er sie nennt, herzlich. Nils ist ein unauffälliger junger Mann. Mit blondem, halblangen Haar, einem grauen T-Shirt und Jeans. Keine sichtbaren Tätowierungen, keine kleinen silbernen Kugeln in der Augenbraue oder am Mund.

„Als ich zum ersten Mal hier war, war es wie ein Kulturschock“, erinnert sich Lena. Nichts war im Oktober 2012 an ihrer ersten Arbeitsstelle wie in den Seminarräumen der Evangelischen Fachhochschule Freiburg, wo sie nur wenige Monate zuvor ihren Bachelor-Abschluss gemacht hatte. „Ich kam in eine andere Welt. Hier lief ständig laute Musik, Punk oder Metal. Alle duzten sich.“ Manch derben Spruch musste sie sich anhören. „Aber ich habe schnell gespürt, wie herzlich die Atmosphäre ist.“

„Sich über jeden Tag freuen können“

Bereits in der zehnten Klasse hatte die Schülerin des Martin-Gebert-Gymnasiums in Horb entschieden, einen sozialen Beruf zu ergreifen. Nach ihrem Abitur wollte sie ein Freiwilliges Soziales Jahr absolvieren, bevorzugt in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung. Doch es kam anders. Sie erhielt die Zusage einer sozialpsychiatrischen Einrichtung und nahm sie an. „Schon nach den ersten Wochen wusste ich: Das will ich auch in Zukunft machen.“ Mit Menschen arbeiten, die „viel Mist erlebt haben und sich trotzdem über jeden Tag freuen können.“

Dass ihre erste Bewerbung um eine Stelle gleich Erfolg haben könnte, hätte die Freiburgerin sich nicht träumen lassen. Zumal sie doch zum vorgesehenen Eintrittstermin eine Reise nach Malaysia und Indonesien gebucht hat-

te. „Als ich zum Bewerbungsgespräch eingeladen wurde, hab‘ ich als erstes gesagt. ‚Ich bin doch die, die erst Wochen später anfangen kann‘ – und dann haben sie mich doch genommen.“

Vertrauen ist wichtig

Die Erfahrungen, welche die Mittzwanzigerin in einem Freiwilligen-Projekt mit Straßenkindern in Quito gemacht hat, waren dabei „sicher wichtig“. Wenn sie an die sechs Monate in der ecuadorianischen Hauptstadt zurückdenkt, wird Lena Weingärtner nachdenklich. „Es war eine tolle Zeit für mich“, sagt sie. „Aber für die Kinder ist es oft enttäuschend, dass die Volunteers nach kurzer Zeit wieder weggehen.“ Vertrauen lasse sich da nur schwer aufbauen. „Vertrauen zu geben und zu gewinnen, ist aber für die Arbeit mit Jugendlichen, deren Verhältnis zu Erwachsenen oder Institutionen gestört ist, absolut wichtig.“ In Quito genauso wie in Freiburg.

Niemand, der in die Anlaufstelle der StraßenSchule kommt, muss seinen kompletten Namen nennen. Alles, was die jungen Frauen und Männer den Sozialarbeitern erzählen, unterliegt der Schweigepflicht. „Für unsere Leut‘ sind die Räume hier Schutz- und Rückzugsort von ihrem Alltag auf der Straße.“ Ein Ort, an dem sie sich Essen zubereiten, Musik machen oder ihre Kleidung waschen können. Wer möchte, kann sich einen Spind einrichten oder die Schwarzwaldstraße als Postadresse angeben.

Gemeinsam haben die jungen Leute mit dem Team der Einrichtung Regeln aufgestellt: keine Gewalt, keine harten Drogen und kein hochprozentiger Alkohol. Es funktioniert.

„2012 hatten wir hier rund 250 Kontakte“, berichtet Lena Weingärtner. Die Statistik für 2013 liegt noch nicht vor. Doch die Sozialarbeiterin ist sicher: Die Zahl der obdachlosen Jugendlichen steigt. „Nils, warst Du nicht auch an Heiligabend da? Da waren wir doch mehr als 35.“ Und einige Hunde. „Die gehören zu unseren Leut‘. Für sie sind sie Gefährten, die immer da sind und für die sie sich auch zusammenreißen, um sie zu versorgen.“

„Man braucht viel Humor und ein dickes Fell“

Es ist Dienstag, kurz vor 16 Uhr. Lena Weingärtner zieht sich ihre Wollmütze über den Kopf, knüpft den Anorak zu und packt kräftig mit an, um einen Pavillon vor dem Freiburger Stadttheater am Werderring aufzubauen. Decken werden ausgepackt, auf einem Klapp-tisch Teekanne und Becher aufgestellt. Neben einem knallbunt bemalten Bus. Seit Dezember 2010 ist die StraßenSchule einmal wöchentlich für zwei Stunden mit ihrem Fahrzeug – einer Spende des Vereins „Aktion Herzenssache“ – mitten in der Stadt präsent. „Ich mag meine Arbeit. Jeder Tag ist eine neue Herausforderung.“

Auch wenn sie Dienst in der Wohn-gemeinschaft der StraßenSchule hat, in der sieben junge Menschen begleitet werden. Da sind viele Verwaltungsakte zu erledigen. Müssen Anträge an die Agentur für Arbeit gestellt, Schreiben an Rechts- oder auch Staatsanwälte formuliert werden.

„Man braucht viel Humor und ein dickes Fell“, resümiert die 27-Jährige. Dazu Geduld, Neugier, Toleranz, Lebensfreude. Und einen Ausgleich. Lena Weingärtner findet ihn, wenn sie Oboe spielt, Yoga macht oder sich mit Freunden trifft. „Es gibt schon welche, die nicht verstehen, warum ich das mache. Das macht mir aber nichts.“ Denn sie weiß, dass der junge Mann mit dem grünen Irokesenhaar und Nils, der Unauffällige, sich freuen, wenn sie die Leni sehen.

Corinna Willführ

Die Freiburger StraßenSchule ist seit dem Jahr 2007 Fachbereich des SOS-Kinderdorfs Schwarzwald. Sie begleitet wohnungslose junge Menschen auf ihrer Suche nach tragfähigen Lebensperspektiven. Dabei haben die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen gegenüber den Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine akzeptierende Haltung. Beim Streetwork und in der Anlaufstelle mit dem Kreativraum „Galerie UpArt“ stehen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die jungen Menschen als verlässliche Ansprechpartner zur Verfügung. Im täglichen Miteinander, beim Kochen, Gärtnern,

künstlerischen und musischen Arbeiten ermutigen sie die Jugendlichen und jungen Erwachsenen dazu, an ihren Talenten anzuknüpfen und Fähigkeiten auszubauen.

Mit seinen sieben Zimmern bietet auch das angeschlossene Wohnprojekt die Möglichkeit, von Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen beraten und begleitet, eigenständiges Wohnen zu erproben, so dass die gesellschaftliche Teilhabe neu geordnet gelingen kann.

Freiburger Straßenschule

Tel.: 0761/88790380

E-Mail: freiburger.strassenschule@sos-kinderdorf.de

www.freiburgerstrassenschule.de

Azur Citak, 33, arbeitet seit zwölf Jahren in der Pflege. Sie liebt ihren Beruf, findet aber auch, dass er in den vergangenen Jahren anstrengender geworden ist.

Sie wirken so glücklich und zufrieden. Liegt das auch daran, dass Sie in ihrem Beruf zufrieden sind?

Azur Citak: Das ist gut möglich. Ich bin gerne Pflegehelferin. Jeden Tag höre ich ein Dankeschön für meine Arbeit, werde gestreichelt oder in den Arm genommen. Das ist das Schönste. Und ich gehe jeden Tag mit dem Gefühl nach Hause, alles für die Heimbewohnerinnen und -bewohner getan zu haben, was möglich war. Das macht mich zufrieden und lässt mich gut schlafen.

Was sind ihre Aufgaben?

In meinem Wohnbereich versorge ich 28 Heimbewohnerinnen und -bewohner. Bei Bedarf reiche ich ihnen das Essen und Trinken. Bei Bettlägerigen Sorge ich dafür, dass sie gut liegen beziehungsweise immer wieder umgelagert werden, so dass sie sich nicht wundliegen. Und ich bin für Intimpflege zuständig.

Zu den Kennzeichen der Seniorenpflegeeinrichtung der Stiftung Mittelfränkisches Blindenheim zählt ein reichhaltiges Freizeitprogramm. Macht Ihnen das besonderen Spaß?

Das macht vor allem den Bewohnerinnen und Bewohnern besonderen Spaß, die teilnehmen können. Die also fit genug sind, mit in den Tiergarten, auf eine Kirchweih oder andere Ausflüge zu gehen. Oder die zu den Veranstaltungen im Haus gehen können, zum Beispiel zum Training für Kraft,

„Man muss mit Herz und Seele dabei sein.“



Gleichgewicht oder Gedächtnis, Tanzen, Kino oder Kreativangeboten. Ich unterstütze unsere Bewohnerinnen und Bewohner, dass sie daran teilnehmen können und versorge sie ansonsten pflegerisch Tag für Tag.

Ihre Einrichtung nimmt schwerpunktmäßig blinde und sehbehinderte Menschen auf. Macht dies bei der Pflege einen Unterschied?

Nein. Aber im Rahmen von Fortbildungen erhalten alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein spezielles Training. Als ich daran teilgenommen habe, bekamen wir eine schwarz abgedichtete undurchsichtige Schwimm-

brille aufgesetzt und mussten uns von Kollegen oder Kolleginnen durchs Haus führen und versorgen lassen. Da erlebten wir, wie wichtig die anderen Sinne werden, etwa das Hören, und wie unangenehm es ist, wenn jemand das Zimmer betritt ohne etwas zu sagen. Daraus haben wir gelernt. Tatsächlich gefällt es allen, unabhängig von der Sehfähigkeit, besser, wenn man sie erst anspricht und dann ihr Zimmer betritt.

Sie sind Pflegehelferin. Planen Sie eine Weiterbildung zum Beispiel zur Pflegefachhelferin?

Nein. Ich kenne einige Kollegen und Kolleginnen, die das gemacht haben

und hinterher nicht glücklicher sind als vorher – teils sogar das Gegenteil. Als Pflegefachhelferin wäre zwar mein Verdienst höher, aber ich hätte auch mehr Aufgaben und mehr Verantwortung. Ich wäre für die Gabe von Medikamenten zuständig, die Absprache mit den Ärzten und damit auch für die Behandlungspflege. Jetzt bin ich einfach nur für das Wohlergehen der alten Menschen zuständig und dafür Sorge ich gerne.

Wie kommen Sie finanziell zurecht?

Mit Genehmigung meines Arbeitgebers habe ich einen kleinen Nebenjob. Dadurch komme ich finanziell zurecht und kann hauptberuflich das tun, was mir am meisten Spaß macht.

Warum haben Sie sich für die Pflege entschieden?

Eigentlich bin ich gelernte Hauswirtschafterin. Mein erster Arbeitsplatz war in einem Altenheim. Sobald die Küche geschlossen war und ich dienstfrei hatte, habe ich in der Pflege geholfen. Einfach so, in meiner Freizeit. Hauswirtschaft ist zwar auch sehr wichtig, aber ich arbeite einfach viel lieber mit Menschen als mit Kochtöpfen. Ich merkte, ich sollte den Beruf wechseln – und hab's getan.

Was macht für Sie den Unterschied zwischen einer „Satt-und-sauber-Pflege“ und einer guten Pflege?

Die Menschlichkeit. Man muss mit Herz und Seele dabei sein.

Bleibt denn im Pflegealltag noch Zeit für Menschlichkeit?

Es ist schwieriger geworden. Als ich vor zwölf Jahren in der Pflege anfang, gab es deutlich weniger Dokumentationsaufwand und damit mehr Zeit. Es war selbstverständlich, mit den Bewohnerinnen und Bewohnern ausführlich zu reden. Bei schönem Wetter sind wir auch mal in den Garten oder sogar Eis essen gegangen. Solche Ausflüge lässt der bürokratische Aufwand in der Pflege heute nicht mehr zu. Ist eine Pflegekraft in Urlaub oder krank,

kommen die anderen schon ins Schleudern. Steigende Auflagen, Dokumentationspflichten und unsinnige externe Prüfungsvorschriften verstärken den Zeitdruck. Auch Praktikanten sind keine Entlastung. Sie kommen oft nur für zwei bis drei Wochen. Bis sie dann eingearbeitet sind, gehen sie auch schon wieder.

Wie schaffen Sie es, dennoch menschlich zu bleiben?

Auf eigene Kosten. Mein Lebenspartner hat inzwischen akzeptiert, dass ich eventuell länger arbeite als auf dem Dienstplan steht. Außerdem wohne ich in der Nähe. So macht es mir weniger, später rauszukommen. Es macht mich und die Bewohnerinnen und Bewohner glücklich, wenn wir mal miteinander reden, singen oder beten. Darum tue ich es gerne.

Werden Sie bis zur Rente in der Pflege arbeiten?

Wenn es mir gesundheitlich möglich ist, ja. Mit 33 Jahren kann ich das natürlich noch nicht wissen. Leider spüre ich schon Folgen des schweren Hebens an meiner Wirbelsäule. Als Ausgleich bekomme ich manchmal Krankengymnastik oder ich gönne mir selbst



Fotos: Gisela Haberer

„Zu wenig Personal, weniger Zeit – menschlich zu bleiben, geht auf eigene Kosten.“

hin und wieder eine schöne Massage.

Wie stellen Sie sich Ihr eigenes Leben im Alter vor?

Auch das weiß ich jetzt noch nicht. Ich träume davon, möglichst gesund in Rente zu gehen, dann mit meinem Lebenspartner vielleicht ein Haus zu haben und einen Hund, damit wir auch vor die Tür gehen. Eventuell bekommen wir noch Kinder, die eines Tages vielleicht für uns da sind. Falls nicht, werde ich bei Bedarf auch in ein Heim gehen.

Die Fragen stellte Gisela Haberer

Stiftung Mittelfränkisches Blindenheim

Die Stiftung Mittelfränkisches Blindenheim wurde 1911 aus einem Verein heraus mit dem Ziel gegründet, arbeitsunfähige blinde Menschen aufzunehmen. Dabei wurde von Anfang an auf Lebensqualität geachtet. So wurde das eigens erbaute Haus nach Süden ausgerichtet und in einen großzügigen Park „hinein komponiert“, wie der Fränkische Kurier schrieb, damit die Bewohner sich darin erholen können. Heute stehen drei weitere Bauten auf dem Gelände.

Über alle Jahrzehnte hinweg behielten Verein und Stiftung ihr Ziel im Auge, ein „trautes Heim“ zum Wohlfühlen zu schaffen. Daher wurden (technische) Neuerun-

gen, die blinden Menschen Lebensfreude geben, so früh wie möglich angeschafft wie etwa Telefon oder Heimkino, aber auch eine Blindenbücherei, eine Kaffeestube oder Einzelzimmer eingerichtet.

Mit Einführung der Pflegeversicherung wandelte sich das Blindenheim für alle Altersstufen endgültig zu einer Pflegeeinrichtung, jetzt für Menschen mit und ohne Sehbehinderung.

Stiftung Mittelfränkisches Blindenheim
Bielefelder Str. 45

90425 Nürnberg

Tel.: 0911/3957890

E-Mail: gf@mfr-blindenheim.de

www.mfr-blindenheim.de

„Frauen, glaubt an euch!“

Die Menschen einer Gesellschaft sollen miteinander leben, nicht nebeneinander her. Das hält Mila Kovacevic für erstrebenswert. Ein Miteinander, in dem ethnische und kulturelle Unterschiede in den Hintergrund treten. Ein Miteinander, wie es im Wiesbadener internationalen Frauen- und Mädchen-Begegnungs- und Beratungszentrum, kurz: WIF, verwirklicht ist. Die Besucherinnen und Ratsuchenden, die dorthin kommen, und die Frauen, die dort arbeiten, stammen aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen. Mila Kovacevic ist Geschäftsführerin des WIF. Die Hoffnungen und Wünsche, Sorgen und Zweifel ihrer Kundinnen sind ihr vertraut, aufgrund der eigenen Erfahrungen als Migrantin.

Mila Kovacevic stammt aus Serbien. 1965 geboren, wuchs sie in einem Dorf auf, inmitten einer großen Familiengemeinschaft. Nach der Schule absolvier-

te sie eine journalistische Ausbildung, nahm ein Studium der serbokroatischen Sprache und Literatur auf, heiratete. Alles sah vielversprechend aus. Doch dann begann der jugoslawische Staat auseinanderzubrechen. Angesichts des drohenden Konflikts entschloss sich Mila Kovacevics Mann, ein Krankenpfleger, das Land zu verlassen und nach Deutschland zu gehen. „Er wollte für niemanden in den Krieg ziehen“, sagt seine Frau. Sie ging mit, „obwohl ich mir ein Leben in Deutschland nicht vorstellen konnte“.

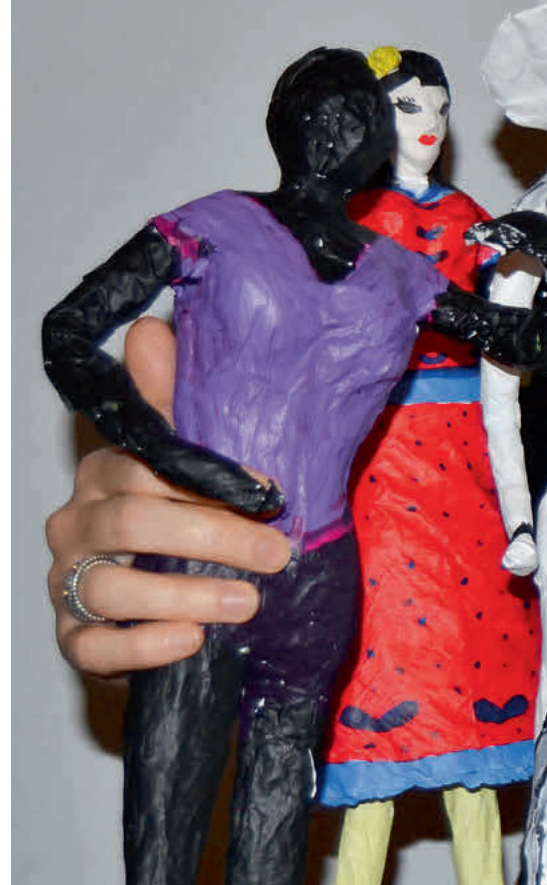
1992 kamen die Eheleute in Wiesbaden an. Während ihr Mann Arbeit fand, waren Mila Kovacevics Aussichten völlig ungewiss: Sie hatte kein abgeschlossenes Studium, und ihre journalistische Qualifikation half in der Situation auch nicht weiter. „Angst und Unsicherheit“, so Mila Kovacevic, hätten ihre Anfangszeit geprägt. Sie empfand diese Periode als einen „Kampf ums Überleben.“ Die Mutter von Zwillingstöchtern jobbte als Kellnerin, sie wollte auf keinen Fall auf Sozialhilfe angewiesen sein.

Dem Leben neue Impulse geben

Statt zu verzagen, handelte sie. „Irgendwann wurde mir bewusst: Du musst etwas für Dich tun, sonst wirst Du verrückt“, erzählt die heutige WIF-Geschäftsführerin. Eine ehrenamtliche Tätigkeit erschien ihr als ein aussichtsreicher Weg, um ihrem Leben neue Impulse zu geben. Diese Erwartung erfüllte sich besonders nach ihrem Eintritt bei Phönix, einem Verein für deutschjugoslawischen Kulturaustausch. Desessen Vorsitzende förderte sie, flößte ihr neues Selbstvertrauen ein. „Nada Rath hat immer gesagt: ‚Ich glaube an Dich, Du kannst das‘“, so Mila Kovacevic. Später übernahm sie den stellvertretenden Vorsitz des Vereins.

Auch wenn das kulturelle Programm Veranstaltungen mit serbischen Autoren oder Filmen bot, Phoenix „ging es

Mila Kovacevic, 1965 in Serbien geboren, lebt seit 1992 in Wiesbaden. Sie ist Geschäftsführerin des Wiesbadener internationalen Frauen- und Mädchen-Begegnungs- und Beratungszentrums.



immer um die Menschen, die hier leben“, betont Mila Kovacevic. „Wir wollten uns nicht im Hinterzimmer verstecken und Folklore tanzen.“ Der Verein konzipierte Projekte wie Kurse für muttersprachliche Kinderbetreuung und kümmerte sich um deren Finanzierung. Er bot Computerkurse an, beriet Landsleute, begleitete sie zu Ämtern und baute eine Zusammenarbeit mit Wiesbadener Behörden und Einrichtungen auf.

Ehrenamtliche Arbeit öffnet Türen

Phönix brachte Mila Kovacevic noch einen Schritt weiter. Über den Verein wurde sie in den Ausländerbeirat der Stadt Wiesbaden gewählt und übernahm dort, mit neuem Selbstvertrauen, den Vorsitz der Frauenkommission. Ihr Engagement im Ausländerbeirat bestätigte Mila Kovacevic in ihrer Er-

Das Wiesbadener internationale Frauen- und Mädchen-Begegnungs- und Beratungszentrum (WIF) steht allen Mädchen und Frauen offen. Neben der Möglichkeit zu Gesprächsrunden finden die Besucherinnen dort ein umfangreiches Beratungsangebot, von der Hilfe im Umgang mit Behörden bis zu Rat bei Problemen in der Familie. Die Ansprechpartnerinnen des WIF-Teams sind Fachfrauen mit interkultureller Kompetenz, Sprachbarrieren gibt es nicht. Zum Programm des WIF gehören unter anderem Frauenfrühstücke, Themenabende zu gesundheitlichen oder rechtlichen Fragen, Informationen im Rahmen der Weiterbildung, kulturelle Veranstaltungen wie Ausstellungen sowie Feste. Darüber hinaus stellen sich im WIF andere soziale Einrichtungen und Organisationen aus Wiesbaden vor. Mehr Informationen gibt es unter www.wif-zentrum.de.



kenntnis, dass ehrenamtliche Arbeit Türen öffnet. Denn in dem Gremium machte man sie auf WIF aufmerksam: Dort zu arbeiten, wäre doch etwas für sie. Mila Kovacevic ließ die Chance für einen beruflichen Neuanfang nicht ungenutzt. 2007 fing sie in dem Zentrum an, kümmerte sich um den Bereich Organisation und Öffentlichkeitsarbeit. Als dann die Stelle der Geschäftsführung vakant wurde, fragte der Vorstand des Trägervereins Mila Kovacevic – der nächste Schritt auf ihrem Weg, der mit dem Entschluss begonnen hatte: „Du musst etwas für Dich tun“.

Für die neue Aufgabe erwies sich Phoenix als gute Vorbereitung: „Da habe ich viel von dem gelernt, was ich heute als Geschäftsführerin von WIF umsetze“, resümiert Mila Kovacevic. Das Angebot des Zentrums ist vielschichtig (siehe Infokasten links). Ein wichtiger Aspekt

der Arbeit sei ganz einfach reden, sich mit den Frauen unterhalten, so die Geschäftsführerin: „Ich weiß, wie es ist, wenn einen in der fremden Umgebung niemand anlächelt oder anspricht.“ Und sie betont: „Reden öffnet. Und es hilft, eigene Vorurteile abzubauen.“ Auch sie habe welche gehabt, bekennt Mila Kovacevic, zum Beispiel gegenüber den Deutschen wegen der Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg oder gegenüber Frauen mit Kopftüchern.

Energiequelle für die Arbeit

Um sich aber vorbehaltlos der Gesellschaft hier zu öffnen, müssten die Frauen erst ihre Angst davor verlieren, fährt Mila Kovacevic fort. Das WIF biete ihnen „den geschützten Raum“, den sie für diesen Prozess, für ihr Entfalten benötigten. „Verstellt Euch nicht, glaubt an Euch! Das sage ich immer

wieder aufgrund meiner persönlichen Erfahrung“, so die WIF-Geschäftsführerin. Sie ist überzeugt: „Der Wille zur Integration ist da.“ Integration bedeutet für Mila Kovacevic keinesfalls, einen Schnitt mit der Heimat zu machen: „Das geht nicht. Heimat macht uns aus, das tragen wir in uns. Und ich kann einer Gesellschaft doch nur geben, was ich in mir trage.“

Umso gebotener erscheint es der WIF-Geschäftsführerin, mehr Begegnungen von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund zu ermöglichen. Deswegen ist sie auch begeistert, dass zu den Frauenfrühstücken im WIF mittlerweile auch deutsche Frauen kommen. All diese Begegnungen, das Lernen von den anderen, eben das Miteinander, empfindet Mila Kovacevic „als Bereicherung und als Energiequelle für meine Arbeit“.

Bernd Kleiner



Vera Apel-Jösch als Clowndoktorin bei der „Traumzeit“ auf Schloß Bendorf-Sayn, einer jährlichen Benefizveranstaltung des Fürstenhauses Sayn für kranke Kinder und Kinder mit Behinderungen. Foto: Privat

„Ich bin laut, schrill und bunt“

Vera Apel-Jösch, 54, ehrenamtliche Clowndoktorin

Ich bin eine Rampensau. Theater habe ich schon gespielt, Frauenkabarett gemacht. Und ich liebe das Scheinwerferlicht und Mikrofone. Ich bin eine Narzisstin, ja klar. Frei nach dem Motto: Ich muss nicht immer im Mittelpunkt stehen, sitzen geht auch. Es ist also kein Zufall, dass ich mir kein mildtätiges Wirken im stillen Kämmerlein ausgesucht habe, ich bin keine jener eher stillen Heldinnen und Helden, wie wir sie in der häuslichen Pflege von Angehörigen oder in Hospizen und als sogenannte Grüne Damen oder Herren finden. Ich bin laut, ich bin schrill und ich bin bunt. Ich bin eine Clowndoktorin.

Nirgendwo sonst in meinem Leben bin ich so nackt, so nah bei mir selbst, so anarchistisch und so radikal wie als Clownin. Das Clownen macht keinen

besseren Menschen aus mir, aber es hilft mir, meine besseren Seiten zu nutzen. „Clownst Du, weil Du ein liebender Mensch bist oder liebst Du, weil Du clownst“, hat mich mal eine Journalistin gefragt. Und ich hörte die Clownin aus meinem Mund sprechen: „Bolömse prugsim grabba mel truzzi pofagsi löllo kotti!“ Alles klar. Frag eine Clownin keinen Bullshit.

Große Gesten und kleine zerbrechliche Worte

Die Clownin in mir ist echt eine Nummer. Sie kann Opernarien rülpsen, mit den Ohren wackeln, lebensgroße Seifenblasen machen und alle Verbote brechen. Sie ist furios, großartig, spontan und wundervoll hemmungslos. All das ist sie in großen Gesten, aber auch in den kleinen, zerbrechlichen Worten

und Situationen. Die rote Nase aus Gummi aufzusetzen ist ein heiliger Moment, es geht ein tiefes, bewusstes Ein- und Ausatmen voraus, fast meditativ. Für meinen Geschmack clowne ich viel zu selten, aber das Thema ist stets bei mir, ich koordiniere beruflich als Leiterin der Westerwälder Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe (WeKISS) und der darin integrierten Ehrenamtsbörse die wöchentlichen Einsätze meiner Mitclowninnen und -clowns. Wundervolle Menschen sind das, wir haben eine Nähe zueinander, die so intensiv ist, dass ich sie körperlich spüren kann, und ich weiß, dass es den anderen ebenso geht. Wenn ich mit ihnen bin, fühle ich, dass das Leben mich beschenkt. Wer hat Menschen, mit denen er oder sie regelmäßig weint, lacht bis zur Atemnot, auf

dem Boden liegt und kost, tanzt, singt, streitet, blödel, über Grenzen geht... Wir beschenken uns mit uns selbst und werden zudem noch unermesslich reich von den besuchten Kindern und Jugendlichen beschenkt.

Auf die Idee mit den Clowndoktoren kam ich, weil ich bei der Selbsthilfekontaktstelle viele Eltern von schwerkranken Kindern kennenlernte oder Geschwisterkinder, die sich vernachlässigt fühlten. Die brauchten dringend Entlastung. Und zum anderen meldeten sich Freiwillige, die eine ehrenamtliche Betätigung mit und für Kinder suchten. Dazu kam meine eigene Spielfreude und Schauspielliebe: Ich bin seit 30 Jahren Amateurschauspielerin und Amateurkabarettistin. Das alles setzte sich zusammen wie ein Puzzlespiel und gab schnell das fertige Bild. Und natürlich kannte ich Patch Adams, Godfather aller Clowndoktoren, aus Film und Büchern...

Kinder aus Krisen- und Kriegsgebieten

Mein Kollege Hans, der Dr. Jakobus Jokus, dereinst Lehrer und seit drei Jahren im Ruhestand, hat jüngst mit einem Jungen aus Afghanistan ganz Besonderes erlebt. Es kommt immer wieder vor, dass wir Kinder aus Krisen- oder Kriegsgebieten besuchen, die in Deutschland operativ versorgt werden. Meist sind es Minenopfer, denen die Gliedmaßen verletzt oder zerfetzt wurden. In den besseren Fällen leisten deutsche Hand- und Fußchirurgen alles, um diese zu retten – in manchen Fällen bleibt leider nur die Versorgung mit Prothesen. Diese Kinder sind meistens mutterseelenallein in Deutschland, abertausende Kilometer entfernt von ihrer Heimat, in einem fremden Land mit einer Sprache, die sie nicht verstehen und nicht sprechen, und noch dazu voller Schmerz und Angst. Hans kann es nicht aushalten, den afghanischen Jungen nur im Rahmen der wöchentlichen Visite als eines von vielen Kindern zu besuchen. Es gibt Extra-Besuche, die beiden verständigen sich, zunächst ohne Worte, aber dann lernt das Kind die ersten deutschen Wörter. Mensch-ärgere-Dich-nicht, Karten spielen, lachen. Wie er sich freut, wenn Hans den Raum betritt, wenn auch er Besuch bekommt wie

all die anderen deutschen Kinder auch. Er bleibt viele Wochen, Hans schafft es, ihn zu überzeugen, dass Mädchen genauso viel wert sind wie Jungs. Irgendwann ist er weg, mit neuen Armen und Beinen, vielleicht erzählt er in Kabul oder in einer anderen Stadt darüber, was Hans über Mädchen erzählt hat.

Ein krebskranker Junge wird schon seit Monaten besucht, immer wieder kommt er für die Chemotherapie ins Krankenhaus. Manfred, von Beruf Pfarrer, besucht ihn häufiger. Eines Tages sagt der Junge sehr entschlossen, dass der Clown nochmal kommen solle. Wundern sich die Schwestern und die Eltern über das Wort „nochmal“? Der Clown kommt, das Kind ist sehr schwach und will nur in aller Stille Händchen halten. Es stirbt kurz darauf. Ich habe lange darüber nachgedacht, warum der Clown nochmal kommen sollte. War es so, dass der Clown Trost und Zuversicht spenden konnte? War es wichtig, dass jemand da ist, der es aushält, der nicht weint, wo alle weinen – der noch lächelt, auch oder weil es zu Ende geht? Wir werden die Antwort nicht erfahren.

Mit Humor gegen Schmerzen


Was wir erfahren ist, was die Chefärztin der Anästhesie in einem der betreuten Krankenhäuser uns sagt: dass der Verbrauch an Schmerz- und Narkosemitteln für Kinder im Krankenhaus zurückgegangen ist, seitdem die Kinder systematisch eine besondere Betreuung und auch clowneske Vorbereitung auf Ihre Operation bekommen. Wir sind baff – so beweisbar, so naturwissenschaftlich beweisbar ist die Wirkung. Wir nehmen Angst und Schmerzen. Das macht selbst ein Schlapppmaul wie mich demütig.

Vorigen Sommer war ich bei der Traumzeit im Schmetterlingsgarten Sayn mit meinen Kolleginnen und Kollegen auf Clownsvisite. Der Park und Garten waren allein für kranke und behinderte Kinder und Jugendliche geöffnet, wir kommen jedes Jahr gerne zu diesem schönen Event. Der zwölfjährige Sören, wie man so sagt „geistig behindert“ (ich kann es kaum schreiben), fasst mich an der Hand und erzählt, dass sein Herz laut bummbumm macht, wenn er mich anschaut. Wir zwei sind für diesen Tag ein Team, er lässt meine Hand kaum los, stellt mich den anderen Jungs und Mädchen aus seiner Einrichtung und seinen Eltern voller Stolz vor. Als am Abend die Zeit des Abschieds naht, ist er untröstlich. Er legt seinen Kopf an meinen bunten Pulli und weint ihn nass. Ich summe ihm ein Liedchen, wiege ihn in meinen Armen und bin schnell soweit, dass ich eigentlich auch jemand nötig hätte, der mich jetzt tröstet. Und genau das geschieht: Sören richtet seinen Kopf auf, zieht die Nase hoch, wischt sich mit dem Ärmel die Tränen aus dem Gesicht und sagt zu mir: „Mein Herz hat jetzt ein Foto von Dir gemacht.“ Er geht mit den anderen zum Bus, stolpert über seine Beine, weil er nach hinten zu mir blickt statt nach vorne. Ich stehe da und winke und schlucke. „Bist Du mein Freund?“, ruft er. „Ja, Freunde!“, rufe ich zurück. „Für immer und ewig.“ „Immer und ewig“, spricht er mir nach und grinst mich breit an. Sein Herz hat ein Foto von mir gemacht. Ich werde ihn nie vergessen, weil in meinem Leben selten ein Mensch Schöneres zu mir gesagt hat. Vera Apel-Jösch

Westerwälder Clowndoktoren

Seit 2002 gibt es die ehrenamtlichen Westerwälder Clowndoktoren. Der von Vera Apel-Jösch initiierten und geleiteten Gruppe gehören 23 Männer und Frauen verschiedener Alters- und Berufsgruppen an, die sich gemeinsam zum ehrenamtlichen Clowndoktor oder zur Clowndoktorin haben „ausbilden“ lassen. Seit dem Start des nur mit Spenden finanzierten Projekts haben sie

über 10.000 zum Teil schwerstkranke Kinder in rheinland-pfälzischen Krankenhäusern besucht. Organisatorisch sind die Clowndoktoren bei der Westerwälder Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe unter Trägerschaft des Paritätischen Landesverbands Rheinland-Pfalz/Saarland e.V. angesiedelt.
-> www.die-clowndoktoren.de
-> www.wekiss.de

A photograph of Peter Jötten, a man with a grey beard and mustache, smiling and holding a large, colorful rainbow umbrella. He is wearing a dark jacket with a toggle. The background is slightly blurred, showing what appears to be an outdoor setting with a building.

Unermüdlicher Netzwerker

Peter Jötten, 62, Leiter der Selbsthilfe-Kontaktstelle Oberhausen

Andere würden den Besucher vom Verbandsmagazin nach der Ankunft wohl erst einmal zum Gespräch ins Büro bringen. Nicht so Peter Jötten. Der bugsiert seinen Gast gleich auf den Museumsbahnsteig des Oberhausener Hauptbahnhofs, wo ein alter Roheisen-Transportzug abgestellt ist. Dort beginnt Peter Jötten von seiner Heimatstadt zu erzählen. Denn er, der Bergmannssohn aus dem Stadtteil Dellwig, seine Arbeit als Leiter der örtlichen Selbsthilfe-Kontaktstelle im Paritätischen und die Stadt Oberhausen – das alles ist wie im Stahlofen untrennbar miteinander verschmolzen.

Als Peter Jötten für ein Foto den bunten Regenschirm mit Paritätischem Logo aufspannt, hat das etwas Symbolisches: Unter dem Dach des Verbandes hat der heute 62-jährige die Aufgabe seines Lebens gefunden, und die Selbsthilfe ist zu einer Vielfalt von mehr als 120 Gruppen mit mehr als 4.000 Angehörigen erblüht.

Später, auf dem Weg ins imposante Backstein-Rathaus, berichtet Peter Jötten vom Niedergang der Zechen und Stahlbetriebe in Oberhausen, wie die „Wiege der Ruhrindustrie“ die Strukturkrise erlebte: „Wir haben die höchste Pro-Kopf-Verschuldung. Aber es ist schon erstaunlich, wie hier trotzdem immer wieder Geld für Soziales locker gemacht wird.“ „Hier“ heißt zum Beispiel im Rathaus, wo Peter Jötten schnell mal bei einem Bekannten vorbeischaut. Einer von vielen, die das Selbsthilfenetzwerk mittragen und die Peter Jötten alle „Kollegin“ oder „Kollege“ nennt.

Guten Draht ins Rathaus

Mit dem Rathaus verbindet Jötten auch eine persönliche Beziehung: Während seiner Ausbildung zum Industriekaufmann kam er öfter zu Gesprächen in die für Ausschreibungen zuständige Abteilung. Nach der Lehre dann Abitur auf dem zweiten Bildungsweg und ein

Studium der Wirtschaftswissenschaften, „das erschien mir folgerichtig“, so Peter Jötten. Dem frischgebackenen Diplom-Ökonomen stehen lukrative Jobs „bei der Lufthansa oder bei Jacobs Kaffee“ offen.

Warum und wie er dann zur Sozialarbeit gekommen ist, erzählt Peter Jötten im Café des Kulturzentrums, das früher einmal der Kaufhof war und wie das Rathaus ein prächtiges Stück Ruhrgebietsarchitektur ist. Dort sitzt auch die Volkshochschule, ein wichtiger Kooperationspartner der Selbsthilfe. „Ich habe schon immer ehrenamtlich gearbeitet“, berichtet Jötten beim Espresso. Als Jugendlicher baut er im heimischen Kiez Jugendräume mit um, betreut eine katholische Pfarrbücherei und hilft beim Aufbau der evangelischen Jugendarbeit.

Richtig zum Nachdenken bringt den jungen Mann dann das, was er von einer Siedlung in der Nachbarschaft mitbekommt, die man heute als „sozialen

Brennpunkt“ einstufen würde. „Wir nannten sie damals die Bronx“, erinnert sich Jötten. „Da wurde mir bewusst, dass es noch etwas anderes gibt“: In der „Bronx“ der 1970er-Jahre wachsen die Kinder unbehütet auf, werden nicht so gefördert wie die Gleichaltrigen aus der nahen Bergmannssiedlung. „Skandalös, dass die keine Bildungschancen hatten“, das regt Peter Jötten noch heute auf.

Weil sich sonst niemand des Missstands annimmt, gründen einige Gleichgesinnte, darunter Jötten, den Verein APZA oder „Arbeitskreis für problemorientierte Zielgruppenarbeit“. „Ein fürchterliches Wort, richtig studentisch“, grinst Peter Jötten. APZA bewährt sich in der Praxis, organisiert betreute Lernhilfe, macht Bewerbungstraining und unterstützt die Jugendlichen bei der Jobsuche.

Im Rückblick nennt Peter Jötten das Engagement in der „Bronx“ die „Urbegegnung“ mit dem, was sein späteres berufliches Tun ausmacht. Er pfeift auf eine Managerkarriere, studiert Pädagogik und wird Lehrer an einem Internat für Jugendliche mit Problemen, die ihn später als Vertrauenslehrer akzeptieren. „Jugendliche durch ein gefährliches Alter schleusen“, so beschreibt er sein Wirken.

„Benachteiligungen muss man aufbrechen“

Ob es sich um junge Menschen ohne Orientierung handelt oder um Menschen mit einer Krankheit, mit der sie sich überfordert fühlen – für Peter Jötten steht fest: „Benachteiligungen muss man aufbrechen, und man muss Leute aktivieren, nicht alles hinzunehmen.“ Da bekommt die freundliche Stimme einen scharfen Klang.

Seine Abschlussarbeit schreibt der angehende Pädagoge über „bürgerschaftliche Aktivität und die Selbstorganisation sozialer Demokratie“. Das Thema bringt ihn mit dem Paritätischen in Berührung: „Da war all das, was mir vorschwebte: Vielfalt, Offenheit, Toleranz. Das lag voll auf meiner Wellenlänge.“ Als er die Möglichkeit bekommt, als Ehrenamtlicher in den Vorstand der Oberhausener Kreisgruppe zu gehen, sagt Peter Jötten ja.

Es ist die Zeit, als die Selbsthilfe wächst. „Sie wurde meine Thema“, so der spätere Leiter der Kontaktstelle. Das Team des Paritätischen organisiert für die Arbeitsgemeinschaft der Wohlfahrtsverbände in Oberhausen den ersten Selbsthilfe-Tag in einem Einkaufszentrum. „Dessen Leiter hat einen Sohn im Rollstuhl. Betroffenheit schafft Zugang“, erklärt Jötten. Als der Kreisverband den Bereich Selbsthilfe mit einer hauptamtlichen Stelle ausstattet, steht für ihn fest: „Das möchte ich machen. Die Selbsthilfe ist doch mein Kind.“

Das „Kind“ wird im Laufe der Jahre immer größer. Das Team der Kontaktstelle hilft den Gruppen mit Rat, vermittelt Räume, geht an die Öffentlichkeit und wirbt um finanzielle Unterstützung. „Wir bekommen so viele positive Rückmeldungen. Den Leuten Sorgen abnehmen, das ist positiver Stress“, bilanziert Peter Jötten.

„Es dreht sich so viel um Krankheit, da muss auch etwas Gesundes her: Musik.“

Mittlerweile ist der Leiter der Kontaktstelle mit seinem Besucher am Altmarkt angekommen. Dieser tägliche Umschlagplatz für Obst und Gemüse hat ebenfalls einen Bezug zur Selbsthilfe. „Wir nutzen ihn für Veranstaltungen“, so Jötten. Veranstaltungen mit Informationen, Vorträgen und Kultur, vor allem Musik. „Es geht so viel um Krankheit, da muss auch was Gesundes her. Musik ist etwas zum Wohlfühlen, ein Heilmittel“, sagt Peter Jötten. Und ein Mittel zu Anerkennung. So lädt der Paritätische die über 400 Aktiven der Selbsthilfegruppen regelmäßig zu Konzerten ein. „Wir brauchen eine Dankeschön-Kultur für das Ehrenamt“, lautet Jöttens Botschaft. Den Engagement-Preis der städtischen Initiative BEO (Bürgerchaftliches Engagement Oberhausen), dessen Vergabe der Paritätische betreut, hat er mit angestoßen.

Zurück zur Musik. Sie ist Jöttens Leidenschaft, und der urige Konzertsaal des Kulturcafés Gdanska am Altmarkt

so etwas wie das musikalische Zuhause des Rolling-Stones-Fan und Gitarrenspielers („nur für den Hausgebrauch“). Auftritte dort organisiert auch der Verein Gitarrissimo, dem Jötten angehört und der seine Geschäftsstelle um die Ecke in den Räumen des Paritätischen hat. Logisch, dass Gitarrissimo zum Selbsthilfe-Netzwerk gehört. Einige der Konzerte im Gdanska zum Beispiel sind Benefiz-Veranstaltungen, so wie der Rockabend von „DUDE“ am 26. April 2014. Der Gitarrist dieser Gruppe ist ebenfalls überzeugter Oberhausener: Dr. Ulrich Schneider, seines Zeichens Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Gesamtverbands.

„Es kommt immer etwas Gutes dabei heraus“

In seinem Büro beim Paritätischen spricht Peter Jötten noch über sein „Baby“ fern der Heimat. Auf einer Reise in Sri Lanka hat er eine Schule für blinde und gehörlose Kinder entdeckt. Ihnen eine Zukunft zu ermöglichen, das ruft ihn auf den Plan. Über den Oberhausener Verein Vor Ort e. V., der aus dem APZA erwachsen ist, erhalten die Kinder und ihre Familien direkte finanzielle Unterstützung, regelmäßiger Schulbesuch vorausgesetzt. Selbstverständlich hat auch Gitarrissimo schon etliche Euros zu dem Projekt beigesteuert. Ach ja, fällt Peter Jötten ein, der Verein Vor Ort sei auch in Oberhausen aktiv, suche zum Beispiel Paten, um Schülerinnen und Schülern, die es sich finanziell nicht leisten können, den Instrumentalunterricht zu finanzieren. An der Stelle hält der geborene Netzwerker kurz inne und lächelt: „Vor Ort, Gitarrissimo, Parität und Selbsthilfe, das geht manchmal quer. Aber es kommt immer etwas Gutes dabei heraus.“

Nichts deutet im Gespräch auch nur ansatzweise darauf hin, dass Peter Jötten mal einen Gang zurückschalten möchte. Er gibt vollen Einsatz. „Für die Selbsthilfe bin ich immer erreichbar“, betont der Leiter der Kontaktstelle. „Ich habe doch alle Zeit der Welt: Die Kinder sind erwachsen, und meine Frau ist genauso engagiert wie ich.“

Bernd Kleiner

„Die Vielfalt im Verband kann nicht ohne Einfluss auf das eigene Menschen- und Weltbild bleiben.“

Klaus Dörrie, 78, war von 1980 bis 1999 Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Gesamtverbands

Herr Dörrie, Sie waren von 1961 bis 1999 im Gesamtverband aktiv, fast 40 Jahre. Was war für Sie die bewegendste Zeit?

Klaus Dörrie: Eigentlich hat es im Paritätischen immer viel Bewegendes gegeben, da könnte ich so einiges nennen. Der Verband ist ja mit seinen vielen unterschiedlichen Mitgliedsorganisationen sehr dynamisch. Am naheliegendsten ist es aber vielleicht, wenn ich einen Aspekt aufgreife, zu dem ich auch persönlich einen engen Bezug habe: die Entwicklung der Selbsthilfe. Ich bin heute in einer Lebenssituation, in der ich selbst immer wieder spüre, wie wichtig diese Selbsthilfe-Organisationen sind.

Ich bin ja Jahrgang 1936, war also ein kleines Kind, als der Zweite Weltkrieg ausgebrochen ist. Ich bin im niedersächsischen Alfeld an der Leine aufgewachsen und hatte das große Glück, von den Härten dieses Krieges verschont zu bleiben. Mein Vater, ein Ingenieur, der in der Schuhproduktion tätig war, musste nicht an die Front, wir haben keinen schlimmen Hunger leiden müssen, und sind von Bombardements verschont geblieben. Und auch sonst hat sich in meinem Leben sehr, sehr vieles glücklich gefügt. Da kann ich wirklich dankbar sein.

Was mich jetzt aber sehr traurig macht, ist die Tatsache, dass um mich herum immer mehr Menschen an Krebs erkranken. Im Bekannten- und Freundeskreis und in der Nachbarschaft werden halt alle älter und damit steigt auch der Anteil der Menschen, die an-

fällig für schwere Krankheiten werden. Was ich da aber auch immer wieder sehe, ist, wie wichtig für viele von ihnen die Unterstützung durch Selbsthilfegruppen ist. Krankheit und Behinderung bedeuten für die Betroffenen ja häufig auch soziale Isolation. Eine Vielzahl unserer Paritätischen Mitgliedsorganisationen wirkt dem entgegen: Sie halten die Menschen im Leben. Indem sie ihnen die Möglichkeit geben, sich mit Gleichbetroffenen auszutauschen, sich gegenseitig zu unterstützen, Hilfen zu organisieren – für sich und ihre Angehörigen – und auch für eine bessere gesundheitliche Versorgung zu

kämpfen. Ich sehe heute ganz unmittelbar in meinem persönlichen sozialen Umfeld, dass das, woran ich damals – vor allem in der Zeit als Hauptgeschäftsführer des Paritätischen – mitwirken durfte, sich bewährt hat: die Stärkung der Selbsthilfe und des ehrenamtlichen Engagements.

Sie gelten gemeinsam mit dem früheren Berliner Gesundheitsminister Ulf Fink als einer der Väter der institutionalisierten Selbsthilfe. Wie kamen sie zu dieser Rolle?

Aus den Erfahrungen der Selbsthilfegruppen im Paritätischen hat sich für



Zur Person

Klaus Dörrie wurde am 3. Januar 1936 in Göttingen als Ältester von drei Brüdern geboren und ist in Niedersachsen aufgewachsen. Nach dem Abitur studierte er in Nürnberg und Berlin und schloss 1961 als Diplom-Sozialwirt ab. Im selben Jahr wurde ihm eine Stelle beim Paritätischen Gesamtverband in Frankfurt am Main angeboten – als Referent für Grundsatzfragen, Öffentlichkeitsarbeit und Rehabilitation.

Finanzierung sozialer Arbeit

Von 1980 bis 1999 war Klaus Dörrie, der mit einer Allgemeinärztin verheiratet ist, Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Gesamtverbands. Er engagierte sich sehr gegen die ungleiche Verteilung von Lebens- und Entwicklungschancen

der Menschen und erwarb sich vor allem einen Ruf als leidenschaftlicher Verfechter des Empowerment-Ansatzes in der sozialen Arbeit und der gesundheitlichen Selbsthilfe. Zugleich sah er eine wichtige Aufgabe darin, Mittel für die Finanzierung sozialer Arbeit zu beschaffen. So war er 1964 Mitbegründer der früheren Aktion Sorgenkind, die heute Aktion Mensch heißt, und engagierte sich für den Aufbau der Stiftung Deutsches Hilfswerk (Deutsche Fernsehlotterie) und der Glücksspirale. Mit den Erlösen dieser Fernsehlotterien werden soziale Projekte und Maßnahmen gemeinnütziger Träger finanziell gefördert. Sehr am Herzen lag Klaus Dörrie, der in Dietzenbach im Kreis Offenbach lebt, auch das Engagement für Menschen mit Behinderung. So war er unter anderem einer der Mit-

gründer der Bundesarbeitsgemeinschaft der Werkstätten für Menschen mit Behinderung. Auch im Kuratorium Deutsche Altershilfe, zu dessen Kuratoren er bis heute gehört, übernahm er wichtige Aufgaben.

Ehrenamtliches Engagement

Dörrie engagierte sich auch ehrenamtlich weit über das Maß der Ämter hinaus, die mit seinem Posten als Hauptgeschäftsführer verbunden waren, etwa in der Deutschen Krebshilfe und in der örtlichen sozialen Arbeit als Vorsitzender des Hauspflegevereins Frankfurt und bei der Lebenshilfe für Stadt und Kreis Offenbach. Gewürdigt wurde sein berufliches und ehrenamtliches Engagement sowohl mit der goldenen Ehrenplakette des Paritätischen als auch mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse.

Klaus Dörrie, ehemaliger Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Gesamtverbands, hat sich große Verdienste um die Förderung der Selbsthilfe und der Hilfen für Menschen mit Behinderung erworben.

Foto: Ulrike Bauer

mich als besonders wichtiger Aspekt herausgestellt, dass wir der Kompetenz der Betroffenen als „Experten in eigener Sache“ unbedingt mehr Geltung verschaffen müssen. Und dass die Selbsthilfebewegung strukturell und materiell besser unterstützt werden muss, damit sie ihr großes Potenzial entsprechend entfalten kann. Als Geschäftsführer des Paritätischen habe ich mich dafür eingesetzt, wo immer sich die Gelegenheit bot. Im Berliner Gesundheitssenator hatte ich einen engagierten Mitstreiter, so dass wir 1983 in Berlin die Gründung der Selbsthilfe-Kontakt- und Informationsstelle, der SEKIS, unter Trägerschaft des

Paritätischen Gesamtverbands und des Landesverbands Berlin auf den Weg bringen konnten.

Das war eine unglaublich spannende Zeit damals, als die Selbsthilfe politisch wurde und selbstbewusst ihre Bedeutung als unverzichtbare Säule im Gesundheitssystem herausstellte. So konnten wir dann schließlich auch durchsetzen, dass die finanzielle Förderung der gesundheitlichen Selbsthilfe gesetzlich festgeschrieben wurde.

Seit einiger Zeit wissen Sie, dass Sie Parkinson haben. Gehen Sie auch in eine Selbsthilfegruppe?

Bislang nicht. Ich versuche, der Krankheit möglichst wenig Raum in meinem Leben zuzugestehen. Meine Frau Gerda und ich haben zwei Töchter, von denen die Älteste zwei Söhne hat. Unsere Enkelkinder, Florian und Jonas, die jetzt 13 und zehn Jahre alt sind, halten uns auf Trab. Wir sehen sie jede Woche. Das ist wirklich eine große Freude. Es ist unglaublich belebend, regelmäßig Kontakt zu jungen Leuten zu haben. Und unsere Tochter, die im Promotion-Bereich arbeitet, hat es sogar schon geschafft, meine

Frau und mich zu einem Konzert der Toten Hosen mitzunehmen, obwohl ich ja mehr ein Jazz-Fan bin.

Sie haben ihren Parkinson gut im Griff?

Ich zähle zu jenen Parkinson-Patienten, die zwar nicht unter heftigem Zittern leiden. Aber bei mir betrifft es das Gedächtnis. Es fällt mir manchmal schwer, Ereignisse aus der Vergangenheit zeitlich in die richtige Abfolge zu bringen, oder mir fallen Namen nicht mehr ein, oder bestimmte Begriffe. Und auch das Lesen strengt mich mehr an als früher. Das ist zuweilen schon deprimierend.

Was hat sie am Paritätischen besonders beeindruckt?

Die enorme Vielfalt seiner Mitgliedsorganisationen, die ich auch persönlich als sehr bereichernd empfunden habe. Die Erfahrungen, die mit einem so breiten Spektrum von Gruppierungen, Menschen und Meinungen verbunden sind, können nicht ohne Einfluss auf das eigene Menschen- und Weltbild bleiben.

Die Fragen stellte Ulrike Bauer

„Wenn am Anfang jemand gegen eine Idee ist, dann wächst sie.“

Auf den ersten Blick scheint es so: Gunther Molle liebt Briefmarken, ist Spitzenverkäufer von Wohlfahrtsmarken und hat dem Martinsclub Bremen damit schon viele tausend Euro verschafft. Der zweite Blick verrät: Der 85-jährige Molle hat die Geschichte des Martinsclubs mitgeschrieben. Von Anfang an.

Es begann mit einem Sonderstempel. Nur ein Briefmarkensammler wie Gunther Molle konnte darauf kommen. Er schlug vor, die Wohlfahrtsmarken des Jahres 1978 – vier Waldblumen – auf eine Schmuckkarte zu kleben und mit einem Sonderstempel zu versehen. Der Anlass war das 25-jährige Bestehen des Martinshofes in Bremen, heute Werkstatt Bremen. Sein Chef sagte nur: „Sie sind verrückt“, und ließ ihn gewähren – wie so oft, wenn Molle eine neue Idee hatte. Mit den geistig behinderten Beschäftigten des Martinshofes nach der Arbeit zu spielen, zu singen oder spazieren zu gehen, war auch so eine Idee. Den Martinsclub zu gründen, um die Freizeitangebote besser organisieren zu können, eine weitere. Diesmal also fand Molle einen Grafiker, der den Stempel entwarf, stellte einen Antrag bei der Post und hatte am Ende eine Karte, die unter Philatelisten begehrt ist und sich gut verkaufte.

Gunther Molle ist 85 Jahre alt. Wer ihn erlebt, glaubt ihm sofort, dass er bis heute im Martinsclub die Wassergymnastik und den Club der Briefmarkenfreunde leitet und in der Weihnachtszeit 35 Freiwillige zum Verkauf von Wohlfahrtsmarken motiviert. Er sei gelernter Sozialarbeiter, sagt Molle. Und dann beschließt er, von vorne zu erzählen.

Schweizer Jugendliche verändern sein Leben

Geboren in Schlesien, aufgewachsen im Rheinland. Mit 17 Jahren geht er freiwillig zur Marine. Zwei Monate später ist der Krieg zu Ende und Molle zunächst in Gefangenschaft. Er wird auf einen niedersächsischen Bauernhof geschickt,

lernt dort Landwirtschaft, arbeitet dann in Süddeutschland und geht für drei Jahre auf einen großen landwirtschaftlichen Betrieb ins Schweizer Wallis.

Während der Woche baut er unten im Tal Mutterkorn für einen Pharmakonzern an, am Wochenende besteigt er mit dem Schweizer Alpenclub die Berge, regelmäßig auch mit Jugendgruppen. „Die Gespräche mit den Jugendlichen haben meinem Lebenslauf einen scharfen Knick gegeben“, sagt Molle. Es seien Söhne von Vätern gewesen, die in einer Aluminiumfabrik ungeschützt mit giftigen Stoffen arbeiteten. Als 45-Jährige seien diese Familienväter körperlich kaputt gewesen, ertränkten ihre Unzufriedenheit in selbstangebautem Wein oder ließen sie an ihren Frauen und Kindern aus. Die Geschichten der Jungs hätten ihn nachdenklich gemacht, sagt Molle. So nachdenklich, dass er beschließt, die Landwirtschaft an den Nagel zu hängen, um sich beruflich mit Kindern und Jugendlichen zu beschäftigen.

Aber woher das Geld für die Ausbildung zum Fürsorger nehmen? Gunther Molle zieht nach Bremerhaven und heuert bei einer 1.000-Mann-Marine an, die Schifffahrtswege in der Nordsee von Minen freiräumt. Schon am ersten Tag auf einem Minenräumschiff erkennt er: „Ich bin von Beruf seekrank.“ Er hat Glück und ist drei Jahre lang beim Labor Service United Bremerhaven für den Einkauf von Unterwäsche zuständig. 1959 hat er genug Geld verdient, um die Fachschule für soziale Frauenberufe in Bremen zu besuchen

– er ist einer der ersten Männer dort. In Bremen begegnet Gunther Molle den beiden Menschen, die sein Leben prägen werden. Im Sozialamt, wo er ein Praktikum macht, lernt er seine Frau Irene kennen. Seit 50 Jahren sind sie verheiratet, haben eine Tochter, einen Sohn und fünf Enkel. Sein berufsbegleitendes Abschlusspraktikum führt ihn in den Martinshof zu Georg Gries, von dem Molle heute sagt: „Er war seiner Zeit voraus.“ Gries hatte nach dem Krieg den Auftrag bekommen, die „Arbeits- und Anstaltsbetriebe“ in Bremen aufzulösen und Menschen mit geistiger Behinderung zurück in ihre Familien zu schicken. Er weigerte sich. „Diese Menschen hatten die Ausrottung durch die Nazis überlebt und wollten etwas tun“, sagt Molle. Im Martinshof konnten sie es. Sie verarbeiteten Baumschwarten zu Anmachholz für Öfen. Trocknen, sägen, binden, stapeln, auf Pferdewagen laden. „Das waren viele, viele hervorragende Einzelarbeiten.“ Gries beschloss, noch mehr Menschen zu beschäftigen, die den Krieg überlebt hatten, und gab der Werkstatt einen neuen Namen: Martinshof.

Gunther Molles Chef fragte nur: „Sind Sie verrückt?“ und ließ ihn gewähren.

Erfahrungen im Ausland gesammelt

Gunther Molle schreibt seine Abschlussarbeit über geistige Behinderung, sammelt ein Jahr lang Erfahrungen in Hospitälern und psychiatrischen Anstalten in Dänemark, Schweden, Holland und England, die „uns sogar um Jahrzehnte voraus waren“, und wird der erste Sozialarbeiter im Martinshof. Seine Aufgabe: Er sucht

Kein Brief ohne Wohlfahrtsmarke: Gunther Molle hat schon früh erkannt, dass sich mit dem Verkauf der Postwertzeichen so mancher Euro für die Finanzierung sozialer Projekte verdienen lässt.



„Das geistig behinderte Kind“ initiiert hatte? 1959 laden Gries, Molle und einige Eltern den Vordenker Mutters nach Bremen ein. 200 Eltern kommen und gründen die Lebenshilfe Bremen. Molle wird in den Vorstand gewählt.

lich gefragt, was wohl die Beschäftigten der Werkstatt nach der Arbeit tun. Er schlug vor, einen Nachmittag länger zu bleiben und sprach Eltern an, ihm zu helfen. Eine Mutter wollte Kuchen backen, eine war Amateurtanzlehrerin – im Nu hatte er 20 Leute zusammen, die sich ehrenamtlich um die Freizeit kümmerten. Und sein Chef lud die Eltern zu Gesprächen ein. Diese Eltern gründeten 1973 den Martinsclub Bremen. Als der Martinsclub 20 Jahre alt wurde, ließ Gunther Molle wieder einen Stempel anfertigen, auf die Schmuckkarte die Wohlfahrtsmarken 1993 – Deutsche Trachten – kleben und sie fein säuberlich stempeln. „Wenn am Anfang jemand gegen eine Idee ist, dann wächst sie“, ist Molles Erfahrung. So ist auch die Sache mit den Wohlfahrtsmarken gewachsen. Jedes Jahr bestellt Gunther Molle eine große Anzahl Ersttagsbriefe mit den Stempeln Bonn und Berlin. Dann stellt er die neuen Marken seinem Team vor: „35 liebenswerte, nette, rührige, herzliche Damen und Herren.“ Zu vielen pflegte er Freundschaften. Sie verkauften die Marken in Bremens guter Stube, der Rathaushalle, und an weiteren prominenten Verkaufsstellen. Wie viel haben sie wohl im Laufe von 30 Jahren erwirtschaftet? Gunter Molle grübelt und rechnet. 75.000 Euro mögen es wohl gewesen sein – alles für den Martinsclub.

Text und Foto: Gerlinde Geffers

Menschen mit einer geistigen Behinderung, die versteckt in ihren Familien die Nazizeit überlebt hatten. Dabei lernt er zögerliche, ängstliche Familien kennen. Einige schlagen ihm die Tür vor der Nase zu, weil sie erlebt hatten, wie behinderte Nachbarkinder angeblich zur Erholung abgeholt wurden, stattdessen nach acht Wochen ein Brief kam, dass sie an Lungenentzündung gestorben seien. Einige hatten ihre Kinder während der Nazizeit versteckt und glauben kaum, was Molle ihnen verspricht: Dass ihre erwachsenen Kinder in der Werkstatt arbeiten, zu Mittag essen, in fröhlicher Gesellschaft sein und Spaß haben würden. Gunther Molle überzeugt viele Familien. Er holt die Frauen und Männer morgens ab, übt mit ihnen, allein mit der Straßenbahn zu fahren, und trainiert mit ihnen alles, was sie für die Arbeit können müssen. Doch Arbeit allein ist es nicht. War da nicht in Marburg der niederländische Pädagoge Tom Mutters, der heilpädagogische Kindergärten, Sonderschulen und beschützende Werkstätten vorschlug und die „Lebenshilfe für das geis-

Sein kleines Freizeitprogramm wächst zum stadtbekanntem Martinsclub

Bis 1990 leitet Gunther Molle das Arbeitstraining im Martinshof. In den Anfangsjahren hätten sie vom Uhr-Lesen bis zum Reißverschluss-Schließen vieles nachgeholt, was heute selbstverständlich ist. „Wir haben im Leben nicht gedacht, das geistig behinderte Menschen einen eigenen Haushalt führen könnten“, sagt er heute. Damals hätte er sich auch nicht träumen lassen, dass der Martinsclub Bremen heute ein stadtbekannterer Verein ist mit über 500 hauptamtlichen, fast ebenso vielen freiberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und vielen, vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern. Sie alle helfen Menschen mit Behinderungen, ihren Alltag eigenverantwortlich und selbstbestimmt zu gestalten – als Assistenten in Schulen, mit sozialpädagogischer Hilfe in Familie, mit Wohntraining, Pflege, Weiterbildung und Freizeitangeboten. Apropos Freizeit. So fing es mit dem Martinsclub an und wieder war Gunther Molle im Spiel. Der hatte sich näm-

„Das Schönste war immer, wenn sich Menschen, denen ich das Leben gerettet habe, bei mir bedankten.“

Der 95-jährige Berliner Günter Klatt gilt als ältester Rettungsschwimmer weltweit



Papagei Max pflegt mit Günter Klatt einen regen Austausch. Die beiden teilen sich ein Zimmer im Senioren-Wohnstift.

Foto: Bernd Schüler

Quatsch nicht so viel“, ruft Max. Das ist nicht eben höflich von dem grauen Vogel. Schließlich ist sein Herrchen dabei, viele spannende Geschichten zu erzählen, über ein langes, bewegtes, engagiertes Leben im Wandel der Zeiten. Aber Günter Klatt lacht nur herzlich, er kennt ja die Eigenheiten des Papageien, mit dem er sein Zimmer teilt, hier in einem Senioren-Wohnstift im Süden Berlins.

Der 95-jährige und noch immer agile Mann sitzt vor einem Stapel Unterlagen. Einige Zentimeter hoch, berichten sie auf ihre Art über die 80 Jahre, die Günter Klatt bisher für die Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG) im Einsatz war: Zeitungsberichte über den wohl dienstältesten Rettungsschwimmer der Welt, zahllose Ehrenurkunden und Auszeichnungen,

darunter das Bundesverdienstkreuz erster Klasse.

Obenauf liegt ein kleiner Zettel, auf dem er sich die Namen der Menschen notiert hat, die er als Rettungsschwimmer vor dem Tod bewahrte. Neun sind es. Dazu ein Bericht, der das Ausmaß seines Ehrenamtes beziffert: 6.000 Stunden Rettungsdienst hat er geschoben. 3.000 Freiwillige lernten bei ihm Rettungsschwimmen. Über 5.000 Kinder besuchten seine Schwimmkurse. „Die Damen, denen ich hier im Wohnstift das Schwimmen beigebracht habe, die sind da noch nicht mitgezählt“, sagt Günter Klatt mit einem spitzbübischen Lächeln.

Zuerst war das Ziel eine gute Note

Aufgewachsen im früheren Ostpreußen, führte ihn ein besonderer Umstand zur DLRG. Von dem Sportlehrer

an seinem Gymnasium war bekannt: Nur wer wie er Rettungsschwimmer wird, erhält eine gute Note. Günter Klatt folgt diesem Weg, legt 1934 die Prüfung ab und bekommt eine verantwortungsvolle Aufgabe: Eigentlich untersagt der Bürgermeister von Schneidemühl das Baden in einem nahegelegenen See, zu viele Kinder sind schon ertrunken. Deshalb bietet Günter Klatt seine Dienste an – und wird von da an jahraus, jahrein viele Wochenenden lang auf Wasser schauen. Seine erste Rettungstat vollbringt er als 15-Jähriger: Er holt ein schon bewusstloses Mädchen ans Ufer und belebt es wieder. „Aufgeregt war ich dabei nicht, ich wusste, was zu tun ist“, sagt er.

Der Krieg bringt ihn als Soldat in die Ukraine. Auch dort ist der Rettungsschwimmer gefragt, als er während eines Fronturlaubs einen Kameraden

rechtzeitig aus dem Schwarzen Meer zieht. Und dann ist es ein Zufall, der Günter Klatt selbst vor dem Tod bewahrt: Er darf nach Berlin fahren, um zu heiraten. Während des Heimaturlaubes kommen alle Kameraden aus seiner Truppe ums Leben. „Meine Hochzeit hat mich gerettet“, sagt er.

Berliner DLRG nach dem Zweiten Weltkrieg neu aufgebaut

Nach Kriegsende ist er maßgeblich daran beteiligt, die Berliner DLRG neu aufzubauen. Kein leichtes Unterfangen, denn die Alliierten sind misstrauisch und argwöhnen zunächst, es gehe wohl eher um Kampf- als um Rettungsschwimmer. Bis die Genehmigung kommt, ist Günter Klatt längst wieder im Einsatz. Zwischenzeitlich hauptberuflich als Lehrer tätig, verbringt er viel freie Zeit an der Krummen Lanke. An diesem See im Berliner Grunewald spielt sich seine wohl dramatischste Rettung ab. Ein Mann fällt vor ihm und einem Kameraden um. Keine Atmung mehr, die Zunge angeschwollen, von einem Wespenstich, wie sich später herausstellen wird. „Man darf sich das heute ja nicht so einfach vorstellen: Wir hatten damals kein Handy, wir mussten erst zu einem Gasthaus laufen, um zu telefonieren, und dann dauerte es, bis der Krankenwagen kam.“ Ohne dass sie je dazu geschult gewesen wären, wagen sie einen Luftröhrenschnitt – das einzige und letztlich lebensrettende Mittel.

Große Unterstützung von der Ehefrau

Abseits dieser Einsätze arbeitet Günter Klatt an den Strukturen für die Berliner DLRG. Bis in die 1990er-Jahre hinein ist er Bezirksleiter in Tempelhof, phasenweise Geschäftsführer des Landesverbands, Mitglied von Satzungs-kommissionen, Delegierter – um nur einige Rollen zu nennen. Wo sich eine Lücke im Verband auftut, versucht er sie zu füllen. Oft mit tatkräftiger Hilfe seiner Frau, die vor drei Jahren gestorben ist. „Sie hat mich immer unterstützt in meinem Engagement“, sagt Günter Klatt, Vater zweier Kinder und inzwischen vierfacher Urgroßvater. Doch immer nur am Schreibtisch die Geschäfte führen und Sitzungen absol-

vieren, das wollte und das konnte er nicht. „Dafür habe ich es zu sehr gemocht, an den Wochenenden am Wasser mit den Kameraden zu reden.“

Weltweit als Ausbilder unterwegs

Stets sollte auch genug Zeit dafür sein, Kindern zu zeigen, wie man „Freundschaft mit dem Wasser“ schließt. Und Rettungsschwimmer ausbilden, das wird eine Leidenschaft, die ihn auch an viele überraschende Orte führt. Nach dem Krieg nutzt er dafür den Feuerlöschteich einer Berliner Fabrik. Später, als die Ausbildung der DLRG auch weltweit einen Ruf gewinnt, wird er eingeladen, in Norwegen, Spanien und den USA das Wissen rund ums Rettungsschwimmen zu vermitteln. Auch mit den Hongkonger „Life Guards“ teilt er seine Erfahrung. In all den Jahrzehnten, die er für die DLRG aktiv ist, hat er zahlreiche Veränderungen miterlebt. Etwa bei der Lebensrettung: „Ich kann nicht mehr zählen, wie oft sich die Vorgaben zur Wiederbelebung und Mund-zu-Mund-Beatmung geändert haben“, erzählt er. Als Laie sei er immer dem gefolgt, was die Ärzte sagten. Daneben habe sich die Ausrüstung der Helfer enorm entwickelt. „Früher hatten wir ja kaum Finanzmittel“, sagt er. Inzwischen werde die DLRG deutlich besser unterstützt, bei der Anschaffung von Motorbooten, Rettungsstationen, Erste-Hilfe-Koffern etwa. Ein weiterer Wandel: Es beteiligen sich immer mehr Frauen. „Das war für mich immer selbstverständlich, dass sie auch Rettungsschwimmer werden können.“ Seine letzte, große Aufgabe erhält Günter

Klatt nach dem Fall der Mauer: Er soll in den neuen Bundesländern DLRG-Verbände gründen. Einerseits erfüllt sich damit ein Traum. Andererseits ist es eine recht aufreibende Aufgabe. Viele Tausende Kilometer legt er im Auto zurück. Aber schwieriger noch: Es prallen unterschiedliche Selbstverständnisse aufeinander. Viele Rettungsschwimmer wollen, wie in der DDR üblich, für ihren Dienst entlohnt werden. „Bei uns ist es dagegen ein Grundprinzip, dass unsere Arbeit ehrenamtlich geschieht.“

Zahlreiche Ehrungen

Zieht Günter Klatt Bilanz, hält er sich für reichlich belohnt. Das zeigt sich allein schon daran, aus wessen Händen er all die Ehren-Urkunden und Pokale entgegennehmen durfte: von Franz Beckenbauer etwa oder den Bundespräsidenten Köhler und Gauck. „Aber das Schönste war immer, wenn sich die Menschen, denen ich das Leben gerettet habe, bei mir meldeten und sich bedankten. Und sei es, wie in einem Fall, mit einem Kasten Bier.“ Wenn ihn nicht gerade gesundheitliche Beschwerden abhalten, geht er nach wie vor Schwimmen, drei Mal die Woche. „Das hält mich jung“, sagt er. „Das behaupten auch immer die anderen Bewohner, wenn ich beim Kartenspielen gewonnen habe.“ Und sein Einsatz ist weiter gefragt: Morgen steht eine Verbandssitzung an, wie immer wird er als Ehrenmitglied dabei sein. „Es ist toll, man holt mich dafür mit dem Auto ab und bringt mich wieder heim“, erzählt er. „Ach so“, ruft Papagei Max mal wieder dazwischen. Bernd Schüler

Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft

Die Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft wurde am 19. Oktober 1913 in Leipzig als Konsequenz aus einem schweren Unglück in Binz auf Rügen gegründet. Beim Einsturz eines Stegs waren 14 Menschen ertrunken. Seit damals ist es das Hauptziel der DLRG, Menschen vor dem Ertrinkungstod zu bewahren,

indem sie möglichst vielen Menschen frühzeitig das Schwimmen beibringt und über das sichere Verhalten im und am Wasser aufklärt. Mit knapp 560.000 Mitgliedern in rund 1.800 örtlichen Gliederungen gilt sie als die größte freiwillige Wasserrettungsorganisation der Welt. → www.dlrg.de

Kinderarmut wirksam begegnen!

Als klaren Auftrag der Bevölkerung an die Bundesregierung, das Thema Kinderarmut entschlossen anzupacken, bewertet der Paritätische die Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage des Deutschen Kinderhilfswerks. Danach sind 72 Prozent der Bundesbürger der Meinung, dass die Politik wenig tue, um Kinderarmut entgegenzutreten. 66 Prozent der Bevölkerung wären bereit, mehr Steuern zu zahlen, wenn dafür wirksam gegen Kinderarmut vorgegangen werde.

Aus Sicht des Paritätischen sind zur Bekämpfung der Kinderarmut Reformen der Hartz-IV-Leistungen für Kinder und Jugendliche sowie des Teilhabe- und Bildungspakets vorrangig. „Wir brauchen eine kräftige Erhöhung der Kinderregelsätze, eine echte schulische Bildungsoffensive sowie einen Rechtsanspruch auf Teilhabe für Kinder aus einkommensschwachen Familien – vom Sportverein über die Musikschule bis zur Ferienfreizeit mit dem Jugendclub“, betont Hauptge-

schaftsführer Dr. Ulrich Schneider. Der Koalitionsvertrag zeige in Sachen Kinderarmut sträfliche Defizite. Das Umfrageergebnis mache einmal mehr deutlich: „Die Bundesregierung kann sich nicht wegducken, sondern muss überzeugende Programme zur Bekämpfung der Kinderarmut auflegen.“ Der Verband sagt Bundesfamilienministerin Schwesig und Arbeitsministerin Nahles jegliche Unterstützung zu, wenn es darum geht, in der Regierung diese Thematik zu bearbeiten und Lösungen durchzusetzen.

Neben der besseren Unterstützung von Alleinerziehenden schlägt der Verband eine Reform des Kinderzuschlags sowie der Hartz-IV-Leistungen für Kinder und Jugendliche vor: Nach Berechnungen des Paritätischen wären für eine bedarfsangemessene Erhöhung der Regelsätze sowie weitere notwendige Maßnahmen zur verbesserten Teilhabe von Kindern und Jugendlichen jährlich rund zehn Milliarden Euro an zusätzlichen Investitionen notwendig.

Schwesig kippt Extremismusklausel

Als längst überfälligen und begrüßenswerten Schritt hat der Paritätische die Abschaffung der Extremismusklausel begrüßt. Der unter Familienministerin Schröder eingeführte Erlass hatte zur Folge, dass gemeinnützige Initiativen und Vereine, die öffentliche Mittel für die politische Bildung erhalten wollten, erst einmal eine Erklärung unterschreiben mussten, mit der sie ihre Verfassungstreue zusicherten.

„Unsere Mitgliedsorganisationen fühlten sich zu Recht unter Generalverdacht gestellt“, betont Dr. Ulrich Schneider, Hauptgeschäftsführer des Paritätischen. Während der Verband mit seinem Protest bei Schröder auf taube Ohren gestoßen war, nahm er nun erfreut zur Kenntnis, dass unter Ministerin Schwesig offenbar ein neuer Wind wehe.

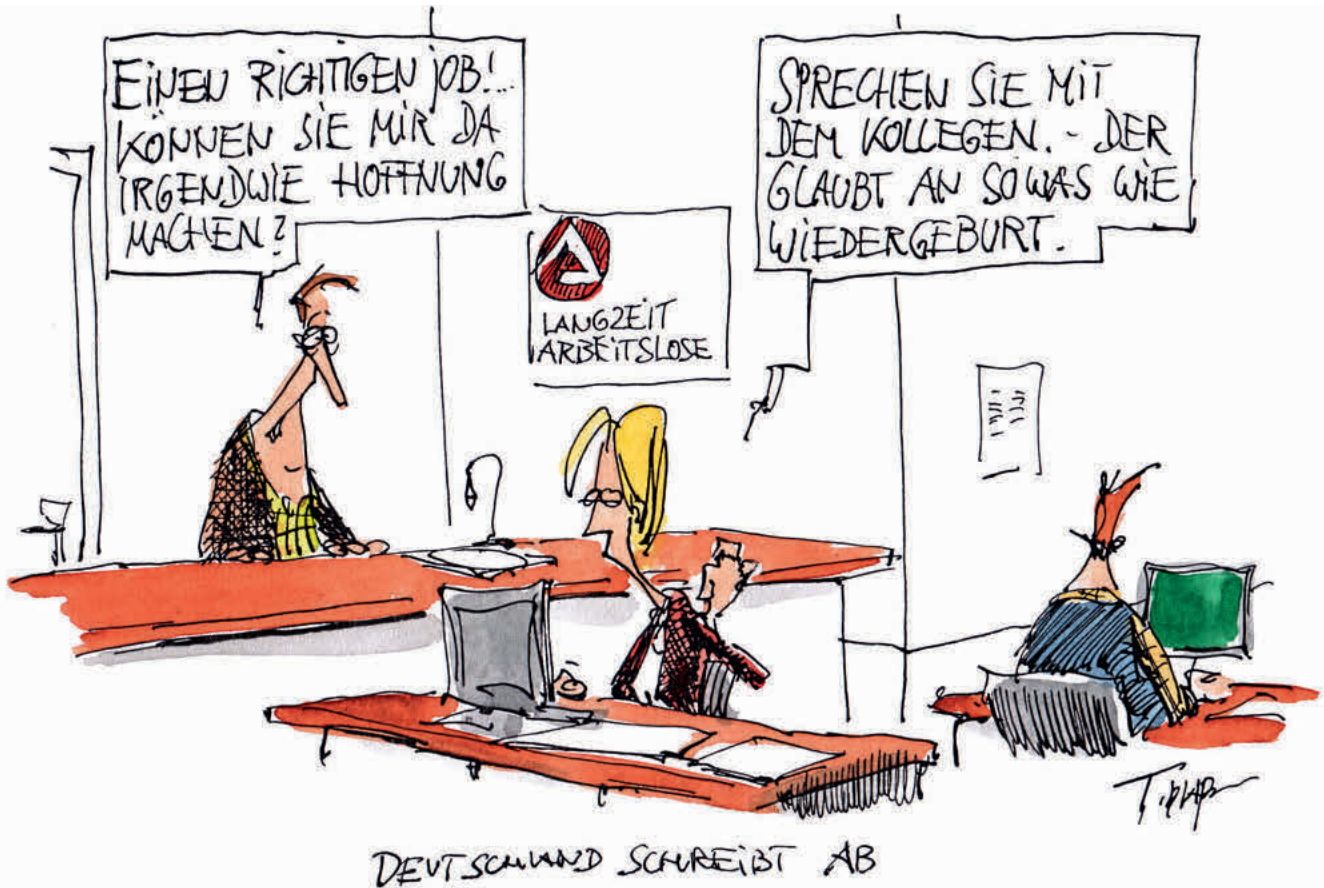
32-Stunden-Woche würde für junge Eltern viele Probleme lösen

Außerordentlich unterstützenswert findet der Paritätische Gesamtverband die Ankündigung von Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig, die 32-Stunden-Woche für junge Eltern aus Steuermitteln unterstützen zu wollen. Der Verband kritisierte die „reflexhafte Ablehnung“ durch die Wirtschaft und Teile der CDU/CSU und forderte zu einer konstruktiven Diskussion der Initiative auf.

„Der Vorschlag von Ministerin Schwesig ist wirklich alltagsnah und setzt an den ganz praktischen Problemen vieler Eltern mit kleinen Kindern und vor allem von Alleinerziehenden an“, betonte Hauptgeschäftsführer Dr. Ulrich Schneider. Je nach Ausgestaltung des staatlichen Zuschusses könne die Inanspruchnahme eines solchen „Elterngeldes plus“ durchaus auch für Familien mit nur geringem Erwerbseinkommen interessant sein. Hierauf werde zu achten sein.

Pflegebedürftigkeit stürzt immer mehr Menschen in Armut

Ein Beleg des Scheiterns sind aus Sicht des Paritätischen Gesamtverbands die im Februar vom Statistischen Bundesamt vorgelegten Zahlen über den Anstieg der Sozialhilfeleistungen für Pflegebedürftige. „Das Ziel der sozialen Pflegeversicherung, Menschen im Falle der Pflegebedürftigkeit zuverlässig vor Armut zu schützen, ist gescheitert. Nicht einmal 20 Jahre nach Einführung der Pflegeversicherung ist die Sozialhilfe für Pflegebedürftige in Heimen quasi zum Regelfall geworden und die Pflegeversicherung ad absurdum geführt“, kritisiert Werner Hesse, Pflegeexperte und Geschäftsführer des Paritätischen Gesamtverbands. Nach eigenen Berechnungen des Paritätischen ist fast die Hälfte der in Heimen lebenden Menschen auf Sozialhilfe angewiesen. Der Paritätische fordert einen Runden Tisch zur grundlegenden Revision der Pflegeleistungen.



Verband unterstützt Job-Initiative von Kommunen und Bundesagentur für Arbeit

Als zwingend notwendig hat der Paritätische Gesamtverband den Ausbau öffentlich geförderter Beschäftigungsangebote für Langzeitarbeitslose bezeichnet. Der Verband stellt sich damit hinter eine gemeinsame Initiative der Bundesagentur für Arbeit und der kommunalen Spitzenverbände, die neulich in Berlin vorgestellt wurde.

Das Problem der verfestigten Langzeitarbeitslosigkeit habe mittlerweile eine dramatische Größenordnung erreicht, die ein sofortiges Handeln der Politik erforderlich mache, betonte Dr. Ulrich Schneider, Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Gesamtverbands. „Arbeitsagentur und Kommunen haben den Finger schonungslos in die Wunde gelegt: Wir haben Hunderttausende Langzeitarbeitslose, die nicht ohne Weiteres in den ersten Arbeitsmarkt zu vermitteln sind; für diese Menschen brauchen wir passge-

naue Hilfen, und diese Hilfen kosten Geld.“ Nach Berechnungen des Verbands sind in einem ersten Schritt rund zwei Milliarden Euro jährlich an zusätzlichen Mitteln für den Ausbau entsprechender Angebote öffentlich geförderter Beschäftigung und die Qualifizierung Langzeitarbeitsloser erforderlich.

Die Politik ist gefordert

Die bisherige Untätigkeit der Politik kritisiert der Verband scharf und weist auf eklatante Lücken auch im Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung hin.

Hinter den dort für die Eingliederung Arbeitssuchender erwähnten 1,4 Milliarden Euro stehe nichts anderes als die Umschichtung ohnehin vorhandener Mittel. „Die Bundesregierung darf sich der schonungslosen Analyse der Experten nicht verschließen. Wir wissen um die Größe des Problems, und wir kennen die Lösungen; jetzt ist die Politik in der Pflicht, ausreichend Mittel bereitzustellen und die gesetzlichen Rahmenbedingungen zu schaffen, um auch Langzeitarbeitslosen endlich wieder eine Perspektive zu geben“, fordert Ulrich Schneider.

Die Pläne des Bundesarbeitsministeriums zur Ren-

Gute Reform, falsche Finanzierung

1. Juli an mit 63 Jahren ohne Abschläge in Rente gehen

tenreform sind beim Paritätischen Gesamtverband auf grundsätzlich positive Resonanz gestoßen. Kritik äußert der Verband jedoch an deren Finanzierung. „Die Verbesserungen bei der Mütterrente über Beitragsmittel und nicht über Steuern zu finanzieren, ist die denkbar ungerechteste Form“, betonte Dr. Ulrich Schneider, Hauptgeschäftsführer des Paritätischen. „Während Niedrigverdiener die volle Zeche zahlen müssen, kommen Spitzenverdiener oder Menschen, die von ihren Kapitaleinkünften leben, völlig ungeschoren davon.“

Wenn die Bundesregierung die bewährten Prinzipien des deutschen Rentenversicherungssystems nicht ernsthaft beschädigen wolle, müsse sie ihr Tabu der Steuererhöhungen schnellstmöglich fallen lassen, um zu einer sozial gerechten Finanzierung sozialstaatlicher Aufgaben zurückzukehren, so Schneider.

Der Verband begrüßt indes insbesondere die geplante Reform der Erwerbsminderungsrente und die verbesserte Anrechnung von Kindererziehungszeiten, wobei er sich für die volle Gleichstellung aller Mütter ausspricht. „Jedes Kind muss dem Staat gleich viel wert sein. Alle Mütter verdienen die volle Anerkennung ihrer Erziehungszeiten“, so Schneider. Der vorliegende Gesetzesentwurf sehe für Mütter, deren Kinder vor 1992 geboren sind, zwar eine Verbesserung, jedoch keine Gleichstellung mit den Müttern jüngerer Kinder vor. Hier sei im Sinne der Gleichbehandlung noch einmal nachzubessern.

Völlig neu überdenken solle Bundesarbeitsministerin Andrea Nahles (SPD) die Pläne zur abschlagsfreien Rente mit 63, fordert der Paritätische. Nach den Vorstellungen von Nahles sollen Versicherte mit 45 Beitragsjahren vom

können. Dabei sollen auch Zeiten mit Arbeitslosengeld-I-Bezug eingerechnet werden. Arbeitslosenhilfe oder Hartz IV zählen hingegen nicht.

Laut Medienberichten haben sowohl die Deutsche Rentenversicherung als auch die Bundesagentur für Arbeit bereits auf fehlende Daten zur Unterscheidung zwischen Arbeitslosengeld- und Arbeitslosenhilfebezug hingewiesen. Darüber hinaus, so Schneider, wäre die geplante Reform aber ohnehin nur „ein bloßes Gesetz für die Generation 50 plus“, das die generellen Probleme der Rente mit 67 nicht löse. Diese träfen vor allem Menschen in Berufen, in denen sie schlicht nicht bis 67 arbeiten könnten. Sie müssen aktuell mit hohen Abschlägen in Rente gehen.

Ulrich Schneider kündigte an, dass der Paritätische in Kürze dazu eigene Vorschläge vorlegen werden.

BAGFW-Gespräche mit Fraktionsspitzen

Gleich zu Beginn der neuen Legislaturperiode haben die Spitzenvertreter der Freien Wohlfahrtspflege eine Reihe von sozialpolitischen Gesprächen mit den Fraktionsvorsitzenden der im Bundestag vertretenen Parteien gestartet. Den Auftakt machten Treffen mit Wolfgang Kauder von der CDU|CSU-Fraktion sowie Katrin Göring-Eckardt und Dr. Anton Hofreiter von Bündnis 90|Die Grünen.

Professor Dr. Rolf Rosenbrock, Vorsitzender des Paritätischen Gesamtverbands, erläuterte im Rahmen der Gespräche insbesondere die sozialpolitischen Standpunkte des Verbands zu Fragen der Arbeitsmarkt- und Gesundheitspolitik sowie der Pflegereform. Darüber hinaus wurden von den BAGFW-Vertretern unter anderem auch Anforderungen an eine humanitäre Flüchtlings- und Migrationspolitik, Qualitätssicherung in Kitas und Frühe Hilfen für Familien angesprochen.

Während es beispielsweise im Hinblick auf die Gestaltung eines sozialen Arbeitsmarkts und die Pflegereform

mit Katrin Göring-Eckardt und Dr. Anton Hofreiter von den Grünen große Übereinstimmung gab, zeigte das Gespräch mit Wolfgang Kauder, dass bei der Union noch einige Überzeugungsarbeit zu leisten ist, so Rosenbrock. Vor allem in Fragen der Arbeitsmarktpolitik zeigten sich große Meinungsunterschiede hinsichtlich der notwendigen Maßnahmen zur Integration von Langzeitarbeitslosen in den Arbeitsmarkt. Kauder verteidigte die Reduzierung der Arbeitsmarktinstrumente vor dem Hintergrund allgemein sinkender Arbeitslosenzahlen. Er ließ zudem erkennen, dass er in Langzeitarbeitslosen im Alter über 50 Jahren keine besondere

Zielgruppe der Arbeitsmarktpolitik sehe. Es sei sinnvoller, den Schwerpunkt auf die Förderung von Kindern aus Hartz-IV-Familien zu legen, damit diese künftig bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt hätten.

Der Vorsitzende des Paritätischen hob hervor, dass mit verfestigter Arbeitslosigkeit und steigenden Armutsquoten auch die Ungleichheit von Gesundheitschancen wachse. Nicht zuletzt deshalb komme einer modernen Prävention und einem Präventionsgesetz besondere Bedeutung zu. Der Verband biete für die Formulierung des angekündigten Präventionsgesetzes seine konstruktive Unterstützung an.



Die Energiewende muss sozial gerecht gestaltet werden

Eine gerechte Verteilung der Kosten der Energiewende hat der Paritätische beim Symposium „Der Phönix fliegt!“ in der Essener Philharmonie gefordert. Professor Dr. Rolf Rosenbrock, Vorsitzender des Paritätischen Gesamtverbands (2. v. l.), betonte bei der Veranstaltung des Politischen Forums Ruhr und des Initiativkreises Ruhr, die Energie- und die Sozialpolitik dürften nicht länger gegeneinander

ausgespielt werden. Vielmehr müssten die Weichen für eine konsequent ökologische und zugleich sozial gerechte Energiewende gestellt werden. Rosenbrock warnte vor einer sozialen Spaltung, wenn energiepolitische Maßnahmen nicht auch sozialpolitisch flankiert würden.

In einer Diskussionsrunde mit dem Chef des Bundeskanzleramtes, Peter Altmaier (3. v. r.), Ulrich Grillo (Prä-

sident des Bundesverbands der Deutschen Industrie, im Bild rechts) und Professor Dr. Klaus Töpfer (Exekutivdirektor Institute for Advanced Studies e.V., im Bild links) bekräftigte Rosenbrock erneut die Forderung des Paritätischen, bei Leistungen wie Arbeitslosengeld II, Wohngeld, Grundsicherung im Alter und Sozialhilfe steigende Energiekosten zu berücksichtigen. Foto: Initiativkreis Ruhr

Forum kritisiert CSU-Migrationsdebatte

Das Forum der Migrantinnen und Migranten im Paritätischen (FdM) hat in einem Brief an die Vorsitzende der CSU-Landesgruppe, Gerda Hasselfeldt, seine Empörung über die Debatte über Armutsmigration und vermeintlichen Sozialleistungsmisbrauch geäußert.

Der Zusammenschluss von bundesweit mehr als 150 Migrantinnenorganisationen äußerte seine Besorgnis über die Wirkung der CSU-Äußerungen in der Gesellschaft und darüber, dass auf Kosten von Migrantinnen und Migranten Wahlkampf betrieben und mit den Ängsten der Bürgerinnen und Bürger gespielt werde. „Wir fordern die Landesgruppe der CSU im Bundestag auf, sich von populistischer Rhetorik in aller Klarheit zu distanzie-

ren“, betonte Forumssprecher Kenan Küçük. Es gebe keinen fortgesetzten Missbrauch der Freizügigkeit in Europa durch Armutszuwanderung, Entsprechende Behauptungen stellten eine Gruppe von Menschen unter Generalverdacht, ihren Lebensmittelpunkt nach Deutschland zu verlagern, um die Sozialsysteme zu missbrauchen.

Der Entzug der Freizügigkeit und eine Wiedereinreisesperre seien nicht mit dem europäischen Gedanken der Frei-

zügigkeit vereinbar, hebt das FdM in seinem Brief hervor. Das EU-Recht verlange von den Mitgliedsstaaten ein sogenanntes „Mindestmaß an Solidarität“. Durch diese Forderung sei die Inanspruchnahme von Sozialleistungen als Grund für eine Ausweisung ausgeschlossen. Zur Verhinderung des in der CSU befürchteten Missbrauchs der deutschen Sozialsysteme seien in den Sozialgesetzbüchern zudem bereits Sanktionsmöglichkeiten verankert.



Stephan Knorre (4. v. l.) und Ute Mühlenbruch (5. v. l.) wurden von Bundespräsident Gauck (3. v. l.) für ihr ehrenamtliches Engagement beim Verkauf von Wohlfahrtsmarken geehrt. Ebenfalls auf dem Foto: Stephan Pfannkuchen, Abteilung Haushalt und Finanzen beim Paritätischen, (1. v. l.) und Verbandsvorsitzender Professor Dr. Rolf Rosenbrock (2. v. l.). Von rechts: Claus Helmert (Leiter der Finanzabteilung des Paritätischen), Wolfgang Stadler (Präsident der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege), Martin Wißkirchen (Leiter Information und Kommunikation beim Paritätischen Gesamtverband) und Bundesfinanzminister Schäuble. Foto: BAGFW

Bundespräsident würdigt das Engagement ehrenamtlicher Wohlfahrtsmarken-Verkäufer

Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble hat im Januar im Schloss Bellevue die Wohlfahrtsmarkenserie 2014 „Hänsel und Gretel“ an Bundespräsident Joachim Gauck, den Schirmherrn des Sozialwerks Wohlfahrtsmarken,

übergeben. Die Präsentation der Marken nutzte Gauck, freiwilligen Helferinnen und Helfern sowie Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern der Wohlfahrtsverbände für ihr besonderes Engagement zu danken. Geehrt wurden aus den Reihen

des Paritätischen Stephan Knorre (28) und Ute Mühlenbruch (71) vom Martinsclub Bremen. Der Erlös, den sie mit dem Wohlfahrtsmarken-Verkauf erzielten, ging in Freizeit- und Bildungsangebote für Menschen mit einer Behinderung.

Dr. Martin Klewitz im Alter von 96 Jahren verstorben



Dr. Martin Klewitz, Ehrenvorsitzender des Paritätischen Landesverbands Rheinland-Pfalz/Saarland, ist am 18. Dezember 2013 im Alter von 96 Jahren verstorben. Der Träger des Saarländischen Verdienstordens und der Paritätischen Ehrenplakette verkörperte durch sein ehrenamtliches Engagement die paritätische Verbandsphilosophie und prägte 26 Jahre das sozialpolitische Profil des Paritätischen Landesverbandes.

Klewitz engagierte sich bereits Ende der 1940er-Jahre ehrenamtlich beim Aufbau des Guttemplerordens in Deutschland, dessen Vorsitz er von 1971 bis 1979 innehatte. 1957 war Martin Klewitz Mitgründer des Paritätischen Landesverbandes Saarland. Von 1963 bis 1989 war er zunächst dessen Vorsitzender und übernahm 1972 auch den Vorsitz des rheinland-pfälzischen Landesverbands. Er leitete federführend die Fusion der beiden Landesverbände.

Es war ihm ein Anliegen, das ihm anvertraute Amt als Ehrenvorsitzender des Landesverbands Rheinland-Pfalz/Saarland gewissenhaft und verantwortungsvoll auszuüben. Noch bis zum

vorigen Jahr nahm er regelmäßig an Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen teil.

Das soziale und bürgerschaftliche Engagement von Dr. Martin Klewitz war herausragend. Er war ein Mensch von kluger Einsicht, der insbesondere sehr hellhörig und kämpferisch sein konnte, wenn paritätische Wertvorstellungen wie Liberalität, Gleichheit, Toleranz und Gerechtigkeit gefährdet waren. Seine geistige Schöpferkraft und sein unermüdetes Engagement, gepaart mit der Weisheit seines Alters, brachten ihm großen Respekt ein. Der Paritätische ist ihm zu großem Dank verpflichtet.

Professor Reiner Feth

Zentrum für Qualität und Management

Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung gewinnen in der sozialen Arbeit zunehmend an Bedeutung. Das Qualitätsmanagement mit den PQ-Sys[®]-Angeboten ist zu einer wichtigen Aufgabenstellung im Verband geworden. Dieser hat zum Jahresbeginn das neue Zentrum für Qualität und Management (ZQM) gegründet.

Das Zentrum für Qualität und Management ist im Bereich der Mitgliederförderung des Paritätischen Gesamtverbands angesiedelt und übernimmt die bisherigen Aufgaben und Angebote der PQ GmbH, vor allem die Pflege und Weiterentwicklung des Paritätischen Qualitätssystems PQ-Sys[®].

Seit ihrer Gründung im Jahr 1998 hat die PQ GmbH das speziell auf die Bedarfe sozialer Organisationen angepasste Paritätische Qualitätssystem PQ-Sys[®] entwickelt. Das System ist durch zahlreiche Kosten- und Leistungsträger anerkannt, zum Beispiel im Bereich der QM-Systeme für stationäre Rehabilitationseinrichtungen, Träger von Integrationskursen, in der Erwachsenenbildung oder in Kitas. Zur Weiterentwicklung der Arbeit haben

die Paritätischen Landesverbände nun die Paritätische Qualitätsgemeinschaft Bund (PQB) gegründet. Die Steuerung der PQ-Sys[®]-Entwicklungen übernimmt ein Lenkungsausschuss. Dieser setzt sich aus Vertreterinnen und Vertretern der Landesverbände zusammen. Sie sind auch beratend in den Landesverbänden für die Fachreferentinnen und Referenten sowie für die Mitgliedsorganisationen tätig. Die operative Arbeit, zum Beispiel die Umsetzung der Vorgaben, Projekte, Entwicklung von neuen Produkten/Lehrgängen, wird vom ZQM wahrgenommen.

Sowohl die Mitglieder der Paritätischen Qualitätsgemeinschaft Bund als auch Mitgliedsorganisationen des Verbands erhalten exklusive Vergünstigungen bei allen PQ-Sys[®]-Produkten wie Lehrgängen, Veröffentlichungen, Materialien

oder den Qualitäts-Checks in verschiedenen fachlichen Ausprägungen. Die Landesverbände können zudem in eigener Regie oder durch die Beauftragung ihrer Akademien oder Bildungswerke entsprechende PQ-Sys[®]-Angebote offerieren.

Das ZQM unterstützt auf vielfältigste Weise den Paritätischen und seine Mitgliedsorganisationen in Sachen Qualitätsmanagement. So ist ZQM-Leiterin Bogumila Szyja Mitglied im Beitrag nach § 182 SGB III. Er gibt Empfehlungen für die Umsetzung der Zulassung von Trägern der Arbeitsförderungsmaßnahmen. Ebenso vertritt Szyja den Paritätischen im QM-Ausschuss der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege.

→ Nähere Informationen finden Interessierte auf der Internetpräsenz www.pq-sys.de.

Einigkeit im stärkeren Engagement für Flüchtlinge



Den Neujahrsempfang des Bundespräsidenten und seiner Lebensgefährtin im Berliner Schloss Bellevue nutzte Professor Dr. Rolf Rosenbrock, Vorsitzender des Paritätischen Gesamtverbands (Mitte), für ein Dankeschön an Joachim Gauck – dafür, dass dieser in seiner Weihnachtsansprache im Fernsehen das Schicksal von Flüchtlingen aus Syrien und anderen Ländern in den Mittelpunkt gestellt habe. Rosenbrock betonte, er hoffe, dass es in diesem Jahr gelingen werde, nicht nur die Situation für Flüchtlinge zu verbessern, sondern dass Deutschland insgesamt auch in Fragen der Integration von Migranten und Migrantinnen vorankomme. „Da bin ich dabei“, konterte Gauck.

Foto: Bildschön

Wie profitieren soziale Organisationen von Vielfalt?

Wie können soziale Organisationen von Vielfalt im Sinne von Unterschiedlichkeit der Menschen in Bezug auf Lebens- und Arbeitsformen sowie im Hinblick auf verschiedene Identitätsmerkmale profitieren? Das ist Thema des Workbooks „33+2 Leitfragen für mehr Vielfalt – Ein Leitfaden für Führungskräfte in Vereinen“. Herausgegeben hat es jetzt der Paritätische Gesamtverband. Das Buch ermöglicht es sozialen Organisationen, konkrete Schritte zur Umsetzung von „Vielfalt“ zu erarbeiten.

Die Broschüre kann bestellt werden über ein entsprechendes Formular auf der Internetseite www.migration.paritaet.org in der Rubrik Arbeits-hilfen

Neuauflagen der AVB-Broschüre und des Ratgebers „Pflegebedürftig“

Pflegebedürftig – Was tun? Unter diesem Titel haben der Verlag C. H. Beck und der Paritätische Gesamtverband einen Ratgeber für pflegebedürftige Menschen und Angehörige herausgegeben. In der zweiten Auflage sind Neuerungen der Pflegereform 2013 eingearbeitet. Der Ratgeber kostet 4,90 Euro und ist im Buchhandel erhältlich (ISBN 978 3 406 65082 6). Außerdem steht er zum Download auf www.der-paritaetische.de unter Veröffentlichungen.

In der 10. Auflage ist die Broschüre „AVB – Arbeitsvertragsbedingungen“, herausgegeben vom Paritätischen Gesamtverband, erschienen. Sie kann per E-Mail an arbeitsrecht@paritaet.org bestellt werden. Außerdem steht sie auf www.der-paritaetische.de unter „Veröffentlichungen“ zum Download.

Begegnung und Kommunikation in der Wohlfahrtspflege

Die Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung (DGUV) und ihr Fachbereich Gesundheitsdienst und Wohlfahrtspflege haben eine neue Reihe von Fachgesprächen ins Leben gerufen, die unter anderem Verantwortliche in Einrichtungen der Wohlfahrtspflege und gewählte Vertreter der Beschäftigten zur Zielgruppe haben.

Den Auftakt bildet das Fachgespräch „Begegnung und Kommunikation in der Wohlfahrtspflege – gesundes und sicheres Arbeiten“ am 12. Juni 2014 in Bonn. Die Teilnahme ist kostenlos.

Themen des Fachgesprächs sind: Betriebliches Gesundheitsmanagement, Überwinden von Kommunikationsbarrieren, Prävention von Gewalt und Aggression. Nähere Informationen gibt es auf www.dguv.de.

Neues zu Rahmenverträgen

KIA erweitert das Angebot des Paritätischen im Fahrzeugbereich. Es wird ein modellabhängiger Preisnachlass bei jedem KIA Händler bis zu 24 Prozent sowohl bei Zulassungen auf Einrichtungen als auch auf dienstwagenberechtigte Mitarbeiter gewährt.

*

OPEL verbessert die Konditionen für Mitglieder des Paritätischen auf bis zu 32 Prozent Nachlass je nach Modell. Gültig sind die Sonderrabatte bei jedem Opel-Händler. Das Autohaus Siebrecht in Niedersachsen gewährt zusätzliche Rabatte (bis zu 44 Prozent Gesamtrabatt).

*

Der neue Partner TOSHIBA bietet Notebooks zu Sonderkonditionen. Zusätzlich gibt es eine Displaybruchversicherung und die Toshiba Doppelgarantie. Der Vertrieb läuft über die langjährigen Vertragspartner Logiway GmbH und Insight GmbH. Dort gibt es auch Auskünfte zu Preisen und Rabatten.

Die Lieblingsshop GmbH mit ihrem Portal kitaeeinkauf.de gewährt sozialen Einrichtungen auf Wickelbedarf, Reinigungs- und Hygieneprodukte, Mal- und Bastelbedarf Sonderrabatte von bis zu 20 Prozent.

*

Der Rahmenvertrag mit der MICsoftware e. K sichert Mitgliedern einzigartige Konditionen beim Kauf der „MIC Sozial Community“. MICsoftware bietet voll integrative praxisbewährte Komplettleistungen für die Bereiche Finanzcontrolling, Personalcontrolling, Entgeltebericht etc.

*

Die ZERTPUNKT GmbH, eine akkreditierte Zertifizierungsgesellschaft und fachkundige Stelle mit Schwerpunkt im Bereich Arbeitsmarktdienstleistungen, Bildungsorganisationen sowie sozialen Dienstleistungen, ist neuer Rahmenvertragspartner des Paritätischen Gesamtverbands. Mitgliedsorganisationen des Verberhalten Sonderrabatten.

Durch einen neuen Rahmenvertrag mit der **Enterprise Autovermietung Deutschland GmbH** erhalten Mitglieder des Paritätischen komplette Mobilitätslösungen für den Kurzzeit- und Langzeitmietwagenbedarf zu speziellen Sonderkonditionen.

*

Nähere Informationen zu Rahmenverträgen finden Interessierte auf der Homepage des Paritätischen Gesamtverbands www.der-paritaetische.de in der Rubrik Rahmenverträge unter dem jeweiligen Eintrag des Partners. Möchten Sie den Newsletter Einkauf und Rahmenverträge des Paritätischen Gesamtverbands abonnieren? Dann ist dies möglich per E-Mail mit dem Betreff „Newsletter abonnieren“ an die Adresse rvt@paritaet.org.

Kontakt:

Karsten Härle und
Rebecca Neuparth,
E-Mail: einkauf@paritaet.org,
Tel.: 030/24636471

„Hamburg schockt“

Arbeiter-Samariter-Bund hat eine Handy-App entwickelt, die hilft, bei Herzstillstand Leben zu retten



Der Senator für Inneres und Sport, Michael Neumann (li.), und Michael Sander, Landesgeschäftsführer des ASB Hamburg, präsentieren die neue Notfall-App „HAMBURG SCHOCKT“ Foto: ASB|H. Angerer

Schon länger wird bundesweit über eine Auflistung aller öffentlich zugänglichen Defibrillatoren diskutiert. Denn durch den schnellen Einsatz der tragbaren Geräte können auch Laien Menschen mit einem plötzlichen Herzstillstand das Leben retten. Dazu ist es jedoch wichtig zu wissen, wo der nächste Defibrillator zu finden ist. Der Arbeiter-Samariter-Bund in Hamburg geht nun mit gutem Beispiel voran. Er hat alle verfügbaren Daten über Defi-Standorte zusammengetragen und daraus eine Applikation mit dem Namen „HAMBURG SCHOCKT“

für Smartphones entwickelt. „Wir wollen damit zur erhöhten Hilfsbereitschaft in Erste-Hilfe-Situationen und somit zu einer Verbesserung der Überlebenschancen beim plötzlichen Herzstillstand in unserer Region beitragen“, erklärt ASB-Landesgeschäftsführer Michael Sander. Bei Nutzung der App wird zunächst der eigene Standort mitgeteilt, da dieser oft in der Aufregung nicht benannt werden kann. Zeitgleich erfolgt die Frage, ob ein Notruf ausgelöst werden soll, und der Standort des nächsten Defibrillators wird per GPS-Daten angegeben. Ist das Gerät am Unfallort, muss der

Ersthelfer oder die Ersthelferin nur die Elektroden richtig platzieren. Das Gerät bestimmt dann die weiteren lebensrettenden Sofortmaßnahmen und teilt diese per Sprachanweisung und Piktogramm mit.

Die App kann kostenfrei aus dem App Store iTunes und für Android-Geräte im Google Play Store heruntergeladen werden. Inzwischen hat der ASB bereits 350 gemeldete Standorte registriert. Bisher wurde die App HAMBURG SCHOCKT schon 7.131 Mal heruntergeladen.

→ www.hamburg-schockt.de

Bessere Beratung für Studierende mit Behinderung

An fast allen Hochschulen und Studentenwerken bundesweit wird Beratung für Studierende mit Behinderung und chronischer Krankheit angeboten. Die Studie des Deutschen Studentenwerks „beeinträchtigt studieren“, eine Online-Befragung von mehr als 15.000 behinderten oder chronisch kranken Studierenden, hat 2011 gezeigt: Wer Beratung nutzt, kann Nachteilsausgleiche besser durchsetzen. Wie passgenaue Beratung für behinderte und chronisch kranke

Studierende bei begrenzten Ressourcen gelingen kann und wie Beratungsangebote weiterentwickelt werden sollten, war Thema der Tagung „Inklusion realisieren – Beratung stärken“, zu der die Informations- und Beratungsstelle Studium und Behinderung des Deutschen Studentenwerks in Berlin Beraterinnen und Berater aus Hochschulen, Studentenwerken, Arbeitsagenturen und Behindertenselbsthilfe begrüßen konnte. Derzeit haben acht Prozent der Studierenden eine Behinderung oder chroni-

sche Krankheit. Die Studie „beeinträchtigt studieren“ (628 Seiten, 6,5 MB) gibt es zum Download auf www.studentenwerke.de/pdf/Beeintraechtigt_Studieren_Datenerhebung_01062012.pdf. Eine barrierefreie Fassung steht auf www.best-umfrage.de. Nähere Informationen zum Thema gibt es bei der DSW-Informations- und Beratungsstelle Studium und Behinderung (IBS), Tel.: 030/29772760, E-Mail: christiane.schindler@studentenwerke.de, www.studentenwerke.de/behinderung.



IMMA ermutigt junge Frauen und Männer, nein zur Zwangsheirat zu sagen

Seit 1985 gibt es die Initiative für Münchner Mädchen IMMA e. V. Vor 25 Jahren gründete der Verein seine anonyme Zufluchtstelle für Mädchen und junge Frauen, aus der nun die jüngste der insgesamt sieben Einrichtungen von IMMA hervorging: die Fachstelle Zwangsheirat. Die Neugründung wurde deutschlandweit begrüßt. Denn das Problem Zwangsheirat löst kein Bundesland im Alleingang.

Nesrins* junges Leben prägen Verluste. Als ihre Familie vor vier Jahren aus Afghanistan fliehen musste, ließ sie Schule, Freunde und Heimat hinter sich. Dann verabredeten ihre Eltern ihre Heirat mit einem Großcousin. Da liebte Nesrin bereits einen anderen. Ihr Leben als Frau ihres Cousins zu verbringen, war für sie nicht vorstellbar. Für ihre Familie dagegen war nichts anderes akzep-

tabil. Eltern und Bruder wollten die 18-Jährige zur Heirat zwingen, notfalls mit Gewalt. Nesrin floh erneut, diesmal von Ostdeutschland über Berlin nach Bayern.

Nun saß sie wieder in der Fremde, diesmal ohne Familie. Wie nun selbstständig leben, Wohnung und Ausbildung finden? Ihr Aufenthaltsstatus ist auch nach vier Jahren Asylverfahren noch unklar. Mit ihrer Volljährigkeit

wandelte sich zudem die Unterstützung durch die Jugendhilfe von einem „Muss“ in eine „Kann-Leistung“. Wenigstens stand sie diesen Fragen nicht ganz alleine gegenüber. Eine Berliner Kriseneinrichtung, in die Nesrin geflohen war, hatte sie an die Münchner Fachstelle Zwangsheirat vermittelt.

* Name geändert

Die Werbekampagne der Initiative für Münchner Mädchen IMMA e. V. für ihr neues Projekt, die Fachstelle Zwangsheirat, hat viel gebracht. Carmen Jörg ist überzeugt: Die große Zahl der Ratsuchenden zeigt, wie wichtig das Angebot ist.

Deren Mitarbeiterinnen organisierten Gutachten über Nesrins Hilfsbedürftigkeit. Ergebnis: Die junge Frau braucht dringend Unterstützung der Jugendhilfe, um überhaupt auf eigene Beine kommen zu können. Und sie braucht ein Aufenthaltsrecht, und zwar in Bayern – weit genug weg von ihrer Familie.

Die IMMA-Beraterinnen begleiteten Nesrin bei den Gängen zu Ausländerbehörde und Jugendamt. Die Sozialpädagoginnen, zwei von ihnen mit Migrationserfahrung, kennen die deutsche Bürokratie nicht nur aus Studium und Arbeit, sondern auch aus persönlicher Erfahrung. Nach Wochen war Nesrins Aufenthaltsstatus geklärt und ein Platz in einer Jugendhilfeeinrichtung gefunden.

Stadt München erkennt Bedarf

Nesrin ist eine von mehr als 40 Frauen und Männern, denen die Fachstelle Zwangsheirat in den ersten acht Monaten nach ihrer Gründung im März 2013 geholfen hat. Ab November stieg die Zahl der Anfragen weiter deutlich an. Der Grund: IMMA widmete seine jährliche Werbe-Kampagne der neuesten Einrichtung und forderte unfreiwillige Brautleute auf: „Trau Dich Nein zu sagen.“ Nun zeigt sich, wie hoch der Bedarf nach Beratung und Begleitung wirklich ist. Jahrelang waren Stadt und Behörden von wenigen Fällen ausgegangen. Bis IMMA Gegenteiliges meldete. Aufgrund ihrer Initiative bewilligte die Stadt München für ein Jahr eine Halbtagsstelle, um Bedarf und eventuelles Konzept eines Hilfsangebotes zu entwickeln. Obwohl keinerlei offizielle Statistiken vorlagen, zeichnete sich ab: Das Problem ist so ernst, dass es eine langfristig stabile Lösung braucht – kein Modellprojekt und keine Zeitverträge. Tatsächlich bewilligte die Stadt München unbefristete Stellen und Arbeitsmittel. Nach Ablauf von

zwei Jahren ist nur eine Überprüfung des Bedarfs vereinbart.

Damit gibt es endlich auch in Südbayern einen Knoten im Hilfenetz. Und im Falle von Zwangsheirat sind viele Hilfe-Knoten nötig. Denn wie Nesrin brauchen junge Menschen, die mit ihrer Familie derart in Konflikt geraten, vor allem eines: räumlichen Abstand von ihren Verwandten und Anonymität. Beides gewährt am besten die Unterbringung in einem anderen Bundesland. Darum forderte die „Bundesfachkonferenz gegen Zwangsverheiratung“ auf ihrem jüngsten Treffen, das IMMA in München ausrichtete, bundesweit pauschal finanzierte Plätze, die alle Bundesländer belegen können.

Frauen in Lebensgefahr

„Frauen, die sich den Plänen ihrer Familie widersetzen, droht immer Gefahr für Leib und Leben, Männern droht der Ausschluss aus der Familie“, erklärt Carmen Jörg. Die Sozialpädagogin leitet sowohl die Fachstelle Zwangsheirat als auch die Zufluchtsstelle von IMMA. Da die Ächtung der Familie auch eine Form der Gewalt ist, weicht IMMA im Angebot der Fachstelle von der sonstigen parteilich weiblichen Ausrichtung ab. Die Fachstelle steht grundsätzlich Frauen und Männern offen, und zwar bei allen Fragen vor und nach einer Zwangsheirat, einer arrangierten Ehe oder Gewalt im Namen der Ehre. In den ersten Monaten waren die Männer mit nur drei Anfragen unterrepräsentiert, doch das kann sich rasch ändern. Die Fachstelle arbeitet mit „Heroes“ zusammen, einem Berliner Projekt, in dem sich junge Männer aus Ehrenkulturen gegen Unterdrückung im Namen der Ehre und für die Gleichberechtigung der Geschlechter engagieren, zum Beispiel mit Workshops in Schulen. In diesem Jahr sind Workshops mit Schülerinnen und Schülern zum Thema Beziehungen geplant. Dabei will IMMA alle Nationalitäten ansprechen, auch Deutsche. „Denn es geht immer um die Frage, wie weit junge Menschen sich ihre Freunde und Freundinnen selbstständig aussuchen können und ihre Entscheidungen freiwillig fällen“, erklärt Carmen Jörg. Neben Workshops

für Jugendliche bietet die Fachstelle auch Fortbildungen für Lehrkräfte an sowie für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Behörden, etwa der ARGE, der Jugend-, Sozial- und Ausländerämter. Deren Beamte und Angestellte sowie pädagogische und psychosoziale Fachkräfte können sich auch selbst bei der Fachstelle beraten lassen. Außerdem hat die Fachstelle für ihre Kooperation mit Behörden und anderen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe sowie der Frauenarbeit bereits verlässliche Strukturen geschaffen, sie koordiniert den Münchner Arbeitskreis „Zwangsverheiratung verhindern – betroffene Frauen und Mädchen unterstützen“.

Innerfamiliäre Lösungen

Um die Qualität der eigenen Arbeit zu sichern, garantiert IMMA den Sozialpädagoginnen der Fachstelle eine Supervision. Denn sie müssen viele Konflikte (mit-)aushalten. „Manche junge Menschen haben eine so enge Bindung an Kultur und Familie, dass sie nicht mal wagen, Traditionen zu hinterfragen“, erklärt Sozialpädagogin und Supervisorin Carmen Jörg. „Dann akzeptieren wir dies und suchen nach Lösungen innerhalb der familiären Grenzen.“ Der Wille der Einzelnen und die Freiwilligkeit ihrer Entscheidungen sind grundsätzlich maßgeblich. So schlug die Fachstelle Zwangsheirat einem Mädchen, das seine Familie trotz schwerer Misshandlungen auf keinen Fall verlassen wollte, familiäre Hilfen durch das Jugendamt vor, die mit Unterstützung der Fachstelle auch angenommen wurden. Das Mädchen kann heute seinen Platz in der Familie besser behaupten.

Gisela Haberer

Kontakt

IMMA e. V.
 Fachstelle Zwangsheirat
 Carmen Jörg
 Goethestr. 47
 80336 München
 Tel.: 089/45216350
 E-Mail: fachstelle-zwangsheirat@imma.de
 www.imma.de

50 Jahre Aktion Mensch:

Förderaktion zum Jubiläum

2014 wird die Aktion Mensch 50 Jahre alt. Unter dem Motto „Schon viel erreicht – noch viel mehr vor“ möchte sie gemeinsam mit den Wohlfahrtsverbänden auf das Erreichte zurückblicken und die Zeit um den Europäischen Protesttag am 5. Mai dafür nutzen aufzuzeigen, was in Deutschland noch getan werden muss, um die Bedingungen von Menschen mit Behinderung zu verbessern und die Idee einer inklusiven Gesellschaft voranzutreiben.

Vom 26. April bis 11. Mai finden zahlreiche Veranstaltungen von Organisationen der Behindertenhilfe und Behindertenselbsthilfe statt. Nähere Informationen zu Fördermöglichkeiten im Rahmen der Förderaktion „Noch viel mehr vor – die Förderaktion zum Jubiläum“ finden Interessierte im Internet auf www.aktion-mensch.de/5mai.

ISL-Broschüre:

Bunt und frech, mutig und laut

Die Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland e.V. (ISL) hat unter dem Titel „Wir sind bunt und frech – mutig und laut!“ Ein Geschichts-Lese-Buch über Scham, Aussonderung, Stolz und Emanzipation herausgebracht. Autorin Wiebke Schär zeigt in der 84 Seiten starken Broschüre auf, wie sich das Verständnis von Behinderung im Laufe der Geschichte verändert hat. Neun Kurzinterviews mit stolzen behinderten Menschen runden den Text ab.

Die Publikation wurde im Rahmen des ISL-Projektes „Disability Pride – aus Scham wird Stolz!“ erstellt und durch die Aktion Mensch gefördert. Informationen zum Projekt gibt es auf www.disability-pride.isl-ev.de. Dort steht die Broschüre auch zum Download. Printexemplare gibt es gegen eine Schutzgebühr von 1,50 Euro plus Porto.

Antidiskriminierungsarbeit:

Standards in der Beratung

Mit Unterstützung der Servicestelle für Antidiskriminierungsarbeit von ARIC-NRW hat der Antidiskriminierungsverband Deutschland (advd) eine Broschüre zu Qualitätsstandards in der Antidiskriminierungsberatung erarbeitet. Anhand konkreter Fallbeispiele werden wichtige Fragen zum „Wie“ von Beratung beantwortet: Was versteht Antidiskriminierungsberatung unter Diskriminierung? Was bedeuten inhaltliche Prinzipien wie Parteilichkeit, Mehrdimensionalität, Empowerment? Wie funktionieren Interventionen wie Klagen, Testings oder Beschwerdebriefe und was ist dabei zu beachten?

Die Publikation kann als Printversion für 10 Euro inklusive Versand bei der Integrationsagentur ARIC-NRW bestellt werden per E-Mail an kontakt@aric-nrw.de.

– ausgezeichnet – ausgezeichnet – ausgezeichnet –

Der Frankfurter „Kulturpass“ des Kultur für ALLE e.V. (Frankfurt a. M.) wurde beim „Berlin Innovation Consensus 2013“ zum Leuchtturmprojekt gewählt. Der „Kulturpass“ ermöglicht inzwischen mehr als 7.000 Frankfurterinnen und Frankfurtern, die von staatlicher Unterstützung leben müssen, kulturelle Teilhabe. Sie müssen bei über 200 Kulturinstitutionen nur einen Eintrittspreis von einem Euro (Kinder die Hälfte) zahlen. Kultur für ALLE e.V. plant, das Projekt auf andere Städte und Regionen auszuweiten.

www.kulturpass.net

*

Das Medienprojekt Wuppertal wurde für seinen Dokumentarfilm über die rechtsextreme Partei Pro NRW ausgezeichnet. Der Film erhielt den dritten Preis beim „3. Internationalen und nationalen Bürgermedienpreis“ in Münster in der Kategorie „Video nati-

onal“. Das Medienprojekt Wuppertal setzte sich mit seinem Dokumentarfilm „Was steckt hinter Pro NRW“ unter rund 100 Video- und Audiobeiträgen zum Thema „Bürgermedien für Demokratie und Toleranz – gegen Rassismus und Rechtsextremismus“ von nicht-kommerziellen Produzenten aus der ganzen Welt durch.

www.medienprojekt-wuppertal.de

*

Die Freie Altenarbeit Göttingen hat mit ihrem Projekt „Wir in der Region“ den mit 3.000 Euro dotierten 1. Preis des bundesweiten Wettbewerbs zum Generationendialog gewonnen. Der Preis wird vom Projektbüro „Dialog der Generationen“ vergeben, das vom Bundesfamilienministerium gefördert wird. Das Preisgeld stammt von der Apfelbaumstiftung. Die Freie Altenarbeit Göttingen berät mit ihrer Mobil Wohnberatung Menschen in länd-

lichen Regionen rund um das Thema Wohnen im Alter. Das Ziel ist, Wege aufzuzeigen, um möglichst lange selbstständig in den eigenen vier Wänden leben zu können. Die Jury hob als lobenswert unter anderem die Einbettung in sozialraumorientierte Dorferneuerungsprozesse hervor, welche die Integration aller Generationen in die dörfliche Gemeinschaft fördert.

www.freialtenarbeitgoettingen.de

*

Das Bündnis für Gemeinnützigkeit hat Rosi Gollmann, Gründerin der Bonner Andheri-Hilfe, für ihr Lebenswerk den Deutschen Engagementpreis in der Kategorie Einzelperson verliehen. Die 86-jährige setzt sich seit mehr als einem halben Jahrhundert mit unermüdlichem Engagement für Menschen in Indien und Bangladesch ein.

www.andheri-hilfe.de

www.deutscher-engagementpreis.de

Filmtipp

Sechs Richtige

Es ist so gut wie unmöglich, aber möglich: sechs Richtige im Lotto zu gewinnen. Beschäftigte der Heide-Werkstätten e.V. in Walsrode haben ihrer Phantasie freien Lauf gelassen – Was wäre, wenn...? – und daraus einen Kino-Film gemacht: einen Krimi. Denn der Gewinn der Tipp-Gemeinschaft wird gestohlen. Unter Regisseur Peter Tenge zeigt die Theatergruppe der Heide-Werkstätten vor der Kamera, was sie kann. Ein gelungenes Inklusions-Projekt. Den Film gibt es ab Herbst auf DVD. Mehr erfahren Interessierte bei Lars Hansen, Pädagogischer Leiter der Heide-Werkstätten, Tel.: 05161/82352, E-Mail: l.hansen@heide-werkstaetten.de.



Mit Fingerspitzengefühl

Biografie des blinden Journalisten Keyvan Dahesch

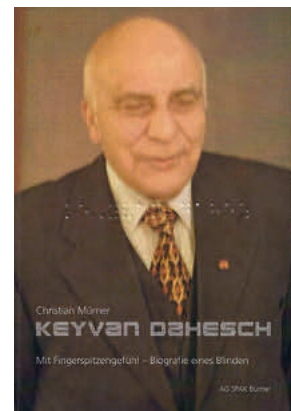
Ein ungewöhnlicher Lebenslauf, erzählt in einer außergewöhnlichen Biografie: Das erwartet Lesende, die Christian Mürners Buch „Keyvan Dahesch – Mit Fingerspitzengefühl – Biografie eines Blinden“ aufschlagen. Der freie Autor und Behindertenpädagoge Christian Mürner aus Hamburg schildert das Leben des blinden Frankfurter Journalisten Keyvan Dahesch, indem er den Dialog mit ihm und explizit die Begegnung zwischen dem Sehenden und dem Nichtsehenden und seiner Erfahrungswelt zum Thema macht. Eine spannende Lektüre, beginnend bei den Kindheitstagen des jungen Keyvan, der als Sohn eines Kultusbeamten und einer Lehrerin 1941 blind in Teheran geboren wird, als Jugendlicher zur augenärztlichen Behandlung nach Deutschland kommt und zwar nicht sehend wird, wohl aber die Chancen ergreift, die sich hier für den zielstrebigsten jungen Mann auf-tun. Keyvan Dahesch macht zunächst eine Ausbildung als Masseur, engagiert sich politisch in der SPD, studiert und wird Bürgerbeauftragter und Pressesprecher beim Hessischen Landesversorgungsamt. Als freiem Autor für diverse renommierte Medien gelingt es ihm, journalistisches und be-

hindertenpolitisches Engagement zu verbinden und Menschen mit Behinderung und deren Anliegen in der Öffentlichkeit verstärkt Aufmerksamkeit zu verschaffen – ein mit vielen Preisen gewürdigtes Wirken.

Gemeinsam mit seiner ebenfalls sehbehinderten Frau hat Dahesch die Anni und Keyvan Dahesch-Stiftung zur Unterstützung von Menschen mit Behinderung gegründet. Heute lebt das Paar in einer Seniorenresidenz in Bad Homburg.

Die Dahesch-Biografie ist eine spannende Lektüre, die zugleich viel Wissenswertes zum Thema Blindheit transportiert und nicht zuletzt auch dafür sensibilisiert, wo Menschen mit Behinderung immer noch mit Ausgrenzung und Barrieren konfrontiert werden. **UB**

Christian Mürner: Keyvan Dahesch, 240 Seiten, 18 Euro, ISBN:978-3-940865-51-9, AG SPAK Bücher, www.agspak-buecher.de



impressum

DER PARITÄTISCHE

Magazin des PARITÄTISCHEN
ISSN-1866-1718

Telefon: 030/24636-0 · Fax: -110
Internet: www.der-paritaetische.de
E-Mail: nachrichten@paritaet.org

Verantwortlich: Dr. Ulrich Schneider

Redaktion:

Ulrike Bauer (UB), Tel.: 0172/6585424
Martin Wißkirchen, Tel.: 030/24636-311

Verantwortlich für die Landesseiten:

Brandenburg: Andreas Kaczynski,
Tel.: 0331/28497-0
Bremen: Anke Teebken, Tel.: 0421/79199-0
Hessen: Günter Woltering, Tel.: 069/95526220
Mecklenburg-Vorpommern:

Christina Hömke, Tel.: 0385/59221-0
Sachsen: Thomas Neumann,
Tel.: 0351/4916654
Thüringen: Stefan Werner, Tel.: 036202/26-231

Titelbilder: Ulrike Bauer, Gerlinde Geffers,
Gisela Haberer, Bernd Kleiner,
Bernd Schüler, Corinna Willführ, privat

Für Aufsätze und Berichte, die mit dem Namen des Verfassers/der Verfasserin gekennzeichnet sind, trägt diese/r die Verantwortung. Nachdruck nur mit Erlaubnis der Redaktion. Redaktionsschluss: 6 Wochen vor Erscheinen. **Erscheinungsweise:** 6 x pro Jahr

Anschrift von Herausgeber, Redaktion, Anzeigenverwaltung und Vertrieb:
Der Paritätische – Gesamtverband e.V.,

Oranienburger Straße 13-14, 10178 Berlin
Bankverbindung:
Bank für Sozialwirtschaft, Mainz,
Kto-Nr. 70 39 500 (BLZ 550 205 00)

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH,
Schwanheimer Straße 110,
60528 Frankfurt am Main

ClimatePartner^o
klimaneutral

Druck | ID: 10047-1402-1002



Kommunalpolitische Lobbyarbeit und überregionale Fördermöglichkeiten

Knapper werdende finanzielle Mittel bei gleichzeitig zunehmender Verlagerung sozialpolitischer Verantwortlichkeiten auf die kommunale Ebene stellen veränderte Rahmenbedingungen für soziales Handeln dar. Für soziale Einrichtungen werden die Akquise von zusätzlichen Fördermitteln – beispielsweise aus Bundesprogrammen und Lotteriemitteln – sowie die Interessenvertretung gegenüber kommunaler Politik und Verwaltung deswegen immer bedeutender. Im Rahmen eines Fachtags vermittelt der Paritätische Gesamtverband konkrete und praktische Informationen zu den Schwerpunkten „Kommunalpolitische Lobbyarbeit“ und „Überregionale Fördermöglichkeiten“. Ziel des Fachtags ist es, Impulse zu setzen,

um Paritätische Einrichtungen in ihrer Rolle als Dienstleister und Sozialanwalt zu stärken.

Der Fachtag richtet sich an VertreterInnen Paritätischer Mitgliedsorganisationen aus allen Handlungsfeldern sowie KreisgruppengeschäftsführerInnen und RegionalvertreterInnen aus den Landesverbänden.

Er findet statt am Dienstag, 29. April 2014, von 10 bis 17 Uhr im VKU Forum, Invalidenstraße 91, 10115 Berlin.

Nähere Informationen erhalten Interessierte bei Mara Dehmer, Referentin für kommunale Sozialpolitik im Paritätischen Gesamtverband,

Tel.: 030/24636-345

E-Mail: kommunales@paritaet.org

„Demenz - jeder kann etwas tun“

Der 8. Kongress der Deutschen Alzheimer Gesellschaft findet unter dem Motto „Demenz – jeder kann etwas tun“ vom 23. bis 25. Oktober 2014 in Gütersloh statt. Zielgruppe sind Menschen mit Demenz und deren Angehörige sowie alle, die haupt- und ehrenamtlich in der Beratung, Betreuung, Pflege und Therapie tätig sind, aber auch andere Interessierte.

Themen der Plenarvorträge, Symposien und Workshops sind unter anderem

die Diagnose und Behandlung von Demenzerkrankungen; das Leben von Menschen mit Demenz in der Gesellschaft; Gesundheitspolitik; Leben, Wohnen und Pflegen in der Kommune; Demenzkranke in Heimen, Wohngemeinschaften und Krankenhäusern; Bewegung, Sport und Kreativität als Therapie; Unterstützung von Angehörigen.

Nähere Informationen gibt es auf der Internetseite www.demenz-kongress.de.

Rennsteig-Special-Cross

Der 15. Rennsteig-Special-Cross findet am 17. Mai 2014 in Neuhaus am Rennsteig in Thüringen statt. Er ist einer der größten Crossläufe Europas für Menschen mit geistiger Behinderung oder psychischer Erkrankung. Der Lauf über 3,7 Kilometer erfolgt in Anlehnung an das Reglement von Special Olympics Deutschland. Anmeldungen sind bis zum 30. April 2014 möglich. Nachmeldungen sind am Vorabend des Laufes und am Lauftag möglich.

www.rennsteig-werkstaetten.de

www.rennsteiglauf.de

Mit Comics gegen Schulden

Der H-TEAM e.V. in München veranstaltet einen internationalen Comic-Wettbewerb im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Soziales trifft Kultur“. Thema des Wettbewerbs ist „Schuldenprävention für Kinder und Jugendliche“. Die Comics werden im Rahmen einer bundesweiten Wanderausstellung in Kinder- und Jugendeinrichtungen gezeigt. Teilnehmen können Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Es winken Preisgelder in Höhe von insgesamt 3.000 Euro. Weitere Informationen gibt es im Internet auf www.h-team-ev.de.

Fotowettbewerb des Paritätischen zu „50 Jahre FSJ“

„50 Jahre Freiwilliges Soziales Jahr“ haben den Paritätischen Gesamtverband motiviert, einen Fotowettbewerb auszurufen, der die Vielfalt und Vielzahl der Paritätischen Freiwilligen, der Einsatzstellen und Einsatzbereiche deutlich machen soll. Prämiert wird das beste Foto zum Thema „50 Jahre FSJ im Paritätischen“. Als Gewinn winkt ein Wochenende in Berlin, inklusive Einladung zur Paritätischen Festveranstaltung am 22. August 2014. Teilnehmen können alle Paritätischen Seminargruppen aus dem Zyklus 2013/2014. Möglich sind auch „gemischte“ Gruppen, also Gruppen aus FSJ- und BFDler/-innen, allerdings sollten mindestens 50 Prozent der Freiwilligen ein FSJ absolvieren. Die Fotos können ab sofort von den Freiwilligen gemacht werden. Wichtig ist, dass die Träger die Fotos bis zum 16. Mai 2014 (Posteingang) per E-Mail an den Gesamtverband senden: freiwilligendienste@paritaet.org

Am 20. Mai 2014 werden alle eingereichten Fotos auf der Website des Paritätischen unter www.freiwillig.paritaet.org veröffentlicht. Mit einem Link kommt man zur Abstimmung/Bewertung für das beste Foto, welche über die Facebook-Seite des Gesamtverbands erfolgt. Das Bild mit den meisten „Likes“ gewinnt den Wettbewerb.

„You only live once“

Eine Fachtagung mit dem Titel „You only live once – Risikokompetenz und Körperwahrnehmung von männlichen Jugendlichen“ veranstaltet am Dienstag, 6. Mai 2014, die Landesvereinigung für Gesundheit und Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen e.V. zusammen mit der Sportjugend Niedersachsen e.V. und der Bewegten, gesunden Schule Niedersachsen in Hannover. Nähere Informationen:

Tel.: 0511/3881189-39, E-Mail:

stephanie.schluck@gesundheit-nds.de
www.gesundheit-nds.de